

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Herausgegeben von Rudolf Pechel

Aus dem Inhalt:

- Karl W. Fricke* . . . Die bürgerliche Tragödie
in der Sowjetzone
- Margarethe
Buber-Neumann* . . Milena Jesenska
- W. E. Süskind* . . . Der Essay — sonst und heute
- Felix Braun* Die Dichter der Hölle
- Kasimir Edschmid* . Der König und sein Vertrauter
- Hugo Hartung* . . . Das sarmatische Mädchen

80. Jahrgang · August 1954



VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU · BADEN-BADEN

INHALT

HANS JAEGER				MORITZ LEDERER	
Antibürgerliche Tendenzen	761			Wedekind auf dem Theater	799
KARL W. FRICKE				MANFRED GEORGE	
Die bürgerliche Tragödie in der Sowjetzone	767			Ein Berliner in Mexiko	803
MARGARETHE BUBER-NEUMANN				ELSE MEIDNER	
Milena Jesenska im Konzen- trationslager Ravensbrück	774			Vergänglichkeit	804
THILO KOCH				RUNDSCHAU	
Nachtbilder von Berlin	779			Athiopien (805) — Sinkiang (807)	
OSSIP KALETER				Hadramaut (809) — Gibraltar 250	
Streit	783			Jahre in englischem Besitz (811) —	
W. E. SÜSKIND				Friedrich Ratzel zum Gedächtnis	
Der Essay — sonst und heute	785			(813) — Max Fischer † (815) — Mike	
ERNST GÜNTHER BLEISCH				Holzhammer (815) — Polnische	
Bergsommer	790			Straflager (816) — Geschwätz und	
FELIX BRAUN				Wirklichkeit (819)	
Die Dichter der Hölle	791			KASIMIR EDSCHMID	
				Der König und sein Vertrauter	821
				HUGO HARTUNG	
				Das sarmatische Mädchen	828
				FILMRUNDSCHAU	853
				LITERARISCHE	
				RUNDSCHAU	855

Redaktion: Stuttgart O, Haußmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag *Deutsche Rundschau*, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die *Deutsche Rundschau* erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 1,80, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—, Zuzügl. Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse, Baden-Baden, Konto-Nr. 88 (Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 4747). Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die *Deutsche Rundschau* veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Herausgeber: Rudolf Pechel, Verantwortlicher Redakteur: Klaus Hoche.

Druck: Pressehaus Geisel & Co., Wiesbaden, Bahnhofstraße 33

Antibürgerliche Tendenzen

Wenn von antibürgerlichen Tendenzen die Rede ist, so wird gewöhnlich nur an die Arbeiterbewegung gedacht. Aber das ist nur halbrichtig; andererseits ist die Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, der Ansturm auf die bürgerliche Gesellschaft oder zumindest auf Erscheinungsformen in ihr, unendlich vielfältiger. Jedoch bleiben wir bei dieser Betrachtung durchaus in der politischen (oder halbpolitischen) Sphäre, ignorieren also den antibürgerlichen Protest, der in der Bohème liegt, und auch den antibürgerlichen Inhalt, den im Grunde die Unterwelt hat (Bakunin hat sich vor einem Jahrhundert sehr stark damit beschäftigt); das würde uns zu weit führen.

Zunächst die *Arbeiterbewegung* selbst. Ihre Uneinheitlichkeit spiegelt sich auch in dieser Frage wider. Ein Teil der amerikanischen Arbeiterbewegung ist alles andere als antibürgerlich; die Nachahmung des Bürgers ist selbstverständliches Ideal und erreichbares Ziel. In Krisenzeiten gibt es dann ein Erwachen aus manchen Illusionen, die Bürgerlichkeit ist nicht unbedingt stabil. Gelernte und ungelernte Arbeiter sind freilich scharf geschieden. Die Arbeiterschaft ist, selbst abseits vom Politischen, in sich gespalten. Wo zünftlerischer Geist auch nicht mehr die Nachahmung des Bürgers im allgemeinen erreicht, ist es zumindest die Nachahmung des Kleinbürgers. Das erscheint als Kriterium des sozialen Aufstieges, und auch die marxistische Ideologie vermochte das meist nicht aufzuhalten. Da eine solche Haltung weit bis in den Linkssozialismus hineinreicht, erscheint es daher so, daß nur der Kommunismus antibürgerlich sei. Er ist es — im Negativen — ohne einen neuen Lebensstil an die Stelle gesetzt zu haben, aber nur *vor* der Machtergreifung (sowohl aus agitatorischen Gründen als auch in dem Sinne, daß er von seinen Anhängern in einer, von Sexuellen abgesehen, geradezu puritanischen Weise ein Maximum an Opferbereitschaft und Verzicht auf Privatleben, an Freizeitopferung und Hingabe verlangt). Was sich nach der Machtergreifung zeigt, ist dagegen ein bei krassester Ungleichheit *neu* geschaffenes hierarchisches System, dessen Spitze die Manieren von Sklavenhaltern und Neureichen kombiniert. Von da herunter gibt es eine bunte Vielfalt, von einer kleinbürgerlichen Schicht — der neuen Bürokratie — bis zu den Staatssklaven, unter denen noch die Parias der Arbeitslager stehen. Der Linkssozialismus ist an sich zwar auch antibürgerlich; es ist aber seine „zentristische“ Position, die ihn bald den Kommunismus als den linken Verbündeten oder den verirrtten Bruder ansehen läßt, oder ihn, erschreckt über die politische Pervertierung zur „Linken“, das proletarische Moment auf seine eigene Weise betonen läßt oder ihn wieder in die Nähe des Kleinbürgertums bringt. Beim Rechtssozialismus ist das antibürgerliche Moment stark abgeschliffen.

Wenig gegenwärtig ist unserer Generation die antibürgerliche Haltung, die das vorbolschewistische Rußland, in erster Linie vom *Bäuerlichen* her, einnahm. Soweit sie die Intellektuellen (oder auch aus der Gentry kommende Kräfte) beeinflusste, hing dies mit der bäuerlichen Orientierung zusammen. Denn im 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts wurde, aus sozial schlechtem Gewissen, mit dem Muschik ein ähnlicher Kult getrieben, wie es im Westen der von Trotzky verhöhte „Proletkult“ salonsozialistischer Intellektueller war. Hier handelte es sich nicht nur um eine aus feudalen Quellen gespeiste Sehnsucht nach der alten Zeit, die im Panslawismus mit den drei Idealen — Volkstum, Autokratie, Rechtgläubigkeit — gegenüber dem offiziellen Russentum nur die Reihenfolge der Werte vertauscht hatte. Es war nicht nur ein fortschrittsfeindlicher Haß gegen Störung des ländlichen Friedens, Maschine, Technik und Industrialisierung. Es war darüber hinaus der Gedanke, daß durch Kapitalismus-Liberalismus-Individualismus, durch Konkurrenzkampf, Kampf aller gegen alle die menschliche Bruderschaft zum Teufel ging und daß der verderbte Westen mit dem Kapital zusammen auch die Geldbesessenheit, die Verachtung des Armen, das „Hilf Dir selbst“ (statt des „Hilf anderen“) einführen wolle. Daß man mit dem wirtschaftlichen Liberalismus auch den politisch-geistigen Liberalismus verwarf, ohne zu differenzieren, sei nur am Rande vermerkt. Der Kapitalismus erschien als der Antichrist; den Freiheitsbegriff erkannte der religiöse Mensch nur in seelischen Bezirken. Es kann hier nicht ausgeführt werden, wie weit der Bolschewismus, von der westlichen Welt mit dem Marxismus den Materialismus, die Technik, die Anbetung der Maschine übernehmend, diese Grundlage (mit ihrem antiwestlichen Gehalt) für seine Zwecke modelte, ja seine Art „Synthese“ schuf.

Eine andere antibürgerliche Tendenz lag in der *Jugendbewegung*. Sie war im Grunde eine typisch deutsche Erscheinung. Sie richtete sich gegen die Konvention (als etwas Gleichmacherisches), die Geldgesinnung, Elternhaus, Familie, Schule. Sie machte den Liberalismus zu einer Art Sündenbock und Symbol für Halbheit, Spießigkeit, Mangel an Gesinnung, Farblosigkeit. Sie hatte zuerst durchaus einen antinationalistischen, gegen den Krieg gerichteten Aspekt, soweit der Krieg aus Materialismus, Kapitalismus, Geldbesessenheit der alten Generation zu kommen schien. Aber Verschwommenheit, Schwelgen in Gefühl, Negation führten dazu, daß auf dieser Grundlage schlechthin alles möglich wurde, vom Nationalismus auf der einen Seite, der im Kriegserlebnis den Durchbruch des Idealismus über den Materialismus der alten Generation und den Sieg der Volksgemeinschaft über den Kastengeist der Väter erblickte, bis zum Internationalismus, der die alte Generation für den Krieg verantwortlich machte und nun die letzten Konsequenzen zog. So hat die Jugendbewegung sowohl zum Nationalsozialismus wie zum Kommunismus und zu den anti-totalitären Strömungen beige-steuert, und jede einseitige Betrachtung gibt nur ein Teilbild.

Aber damit ist die Serie antibürgerlicher Kräfte noch bei weitem nicht erschöpft. Die älteste Gegenbewegung kam, in einem weiteren Sinne, von konservativer Seite, wenngleich auch das konservative Lager inzwischen

längst „verbürgerlicht“ ist. Darin spiegelte sich der halb feudale, halb patriarchalische Widerstand gegen die neue Zeit wider, der in den einzelnen Ländern verschiedene Formen annahm. Dem jungen Disraeli schwebte während seiner radikalen Periode ein Zusammengehen von Adel und Proletariat gegen das Bürgertum vor. Die spanischen Feudalen unterstützten in Katalonien insgeheim radikale Streikbewegungen, um der Bourgeoisie, die gleichzeitig gegen den Zentralismus von Madrid gerichtet war, Schwierigkeiten zu machen. Ähnliche Motive leiteten im 19. Jahrhundert, wenn auch in einer milderer Form, die preußischen Konservativen, als sie bestimmte (natürlich antisozialistische) Gewerkschaften, wie den DHV, förderten. Aber man kann diesen Gegensatz auch auf einer höheren Ebene, abseits sozialer Kämpfe, sehen. Das Ideal der Feudalzeit war heroisch gewesen. Die Nachkommen der Ritter verachteten die friedlichen Bürger. Etwas von dieser uralten Abneigung erhielt sich über die Jahrhunderte, schien sich im 19. Jahrhundert abzuschwächen und fand seine Wiederbelebung im Ersten Weltkrieg. Davon lebt etwas in den Schriften von Ernst Jünger, der eine Zeitlang auch, im antibürgerlichen Affekt, den Arbeiter zur heroischen Figur und zum Fortsetzer ritterlicher Traditionen machen wollte, oder in Hanns Johst's Stück „Wechsler und Händler“, das der Schreiber dieser Zeilen einmal vor 30 Jahren als den ersten Einbruch faschistischer Denkweise auf der Bühne bezeichnete, oder, in mehr lächerlich-pathetischer Form, in Papens Lobpreisung derer, die nicht „im Bett sterben müssen“. Soweit einem solchen heroischen Lebensziel, das trotz Antiquiertheit und anti-humanitärer Haltung durch Opferbereitschaft, Dienst für die Nation, Volksgemeinschaft einen idealistischen Anstrich bekam, lediglich ein Pazifismus gegenüberstand, der, ohne ethisch fundiert zu sein, im bürgerlichen Sinne von gestörten Wirtschaftsinteressen und Handelsbeziehungen oder, auf einer niederen Ebene, von zwecklosen Opfern und unnützen Strapazen, von einem gestörten Idyll und unterbrochener Behaglichkeit sprach, war die Fragestellung schief, die Frontenbildung denkbar unglücklich. Da eine Synthese noch kaum gefunden wurde, ist diese Tragik noch nicht überwunden. Aus einer falschen Motivierung des Pazifismus, die an materialistische Instinkte appellierte, konnte das heroische Ideal ständig von neuem profitieren aber nicht erschüttert werden. Der ethisch fundierte Pazifismus war zu schwach.

Der Faschismus und Nationalsozialismus sind vollends mit dem heroischen Ideal verflochten. Dafür bedarf es nicht einmal des Hinweises auf Staraces „Musik der Maschinengewehre“. Der japanische Verbündete, auf den heroischen Idealen des Shintoismus fußend, paßte durchaus zu dieser Welt. Das war freilich keine feudale Welt mehr. Sie hätte ja die „Volksgemeinschaft“ verengt, die man ebenso für kriegerische Zwecke mißbrauchte (darum die Gewinnung des Arbeiters für die Nation und der Haß gegen den Internationalismus) wie andere für ihre materiellen Zwecke. Im Faschismus-Nationalsozialismus zeigt sich ein antibürgerlicher Zug, der sich nicht auf die SA (und NSBO), die rauhen Formen und die einst von Goebbels gepriesene „Hemdärmeligkeit“ beschränkte. Man haßte im Bürger den, der im Kriege verdiente und den Opfertod anderer

nur vom Gesichtspunkt aus betrachtete (aber man verwarf eben darum nicht etwa den Krieg selbst). Das war also geradezu eine Kombination früherer Angriffe von rechts (aber nicht mehr beschränkt auf die „Geschäfts-Pazifisten“, sondern ausgedehnt auf die „patriotischen Spießbürger“) und von links (aber ohne deren Ablehnung des Krieges). Man warf dem Bürger vor, daß er durch den Klassendünkel die (für den Krieg notwendige) Volksgemeinschaft zerstöre und er andererseits zu feige sei, sich gegen die (hauptsächlich wegen des tatsächlichen oder vermeintlichen Internationalismus gehaßten) „Roten“ zu wehren und um seine eigene Existenz zu kämpfen. Es charakterisiert die Kompliziertheit der damaligen Entwicklung des — in seinen verschiedenen Phasen nicht unveränderlich gebliebenen — Faschismus, daß er dann groteskerweise sich doch diesem Bürgertum, das seine eigene Rechnung mit den Roten hatte (Ziel der Hugenbergs: Vernichtung der Gewerkschaften), doch unterwarf und ihm die Arbeit abnahm. Später begehrte ein Teil auf und wurde niedergeschlagen (das war der wahre Sinn des 30. Juni 1934). Noch später entstand dann eine eigenartige Synthese, mit der wir uns hier nicht befassen können. Die Anhänger der „zweiten Revolution“ kamen durch den Zusammenbruch nicht mehr zum Zuge; anders war es in Italien nach der Entführung Mussolinis (Republik von Salò).

Am deutlichsten aber wird das antibürgerliche Element im Nationalbolschewismus. Er verwarf an den Kommunisten lediglich die proletarische Begrenzung, den — als bürgerlich-liberales Erbeil betrachteten — Materialismus und die theoretischen Reste des Internationalismus, die zwar nicht sehr ernst genommen, aber doch als störend empfunden wurden. Er bejahte hinsichtlich Moskaus also gerade die Elemente (Sowjetpatriotismus, Rückkehr zum historischen Erbe, Autorität und hierarchische Gliederung an Stelle der Klassenvorherrschaft), die von den Altkommunisten als Abkehr von der alten Lehre empfunden wurden. Aber noch interessanter ist seine Kritik am Nationalsozialismus. Er warf ihm gerade die — Verbürgerlichung vor, d. h. nicht nur die Unterwerfung unter Schwerindustrie (und Großgrundbesitz), die ja später angesichts der (freilich nie ganz erreichten) Schiedsrichterstellung des starken Staates fragwürdig wurde, sondern auch die Liebedienerei gegenüber dem Kleinbürgertum, die materialistische Verkleinbürgerlichung (Postenjagd) und die eine zu morsche Basis für imperialistische Welteroberungspolitik darstellende materialistische Motivierung der Aggression (Bereichert euch im Osten!). Damit hat sich der Kreis, den wir mit der Linken begannen, geschlossen.

Es wurde schon eingangs gesagt, daß das bürgerlich-materialistische Ideal, das auch in der Gegenwart wieder Orgien feiert, als gelte es, nach den Kriegsjahren Versäumtes so rasch wie möglich nachzuholen und vor einem neuen Debacle so viel wie möglich zu erraffen und zu genießen, keine Gegenwehr gegen den Drang nach der heroischen Zeit darstellt, der, wie ein Rückfall in vergangene Zeiten und wie eine Rückerinnerung an Zeitläufte größerer, ungehemmter Freiheit und eines volleren Lebens, als Flucht aus Unsicherheit und Lebensangst, Pflicht und Verantwortung, Nüchternheit und Langeweile, Grau und Enge, Eingeklemmtheit in Groß-

stadtzivilisation und Alltagsdumpfheit erscheint. Die Zeiten der Völkerwanderung, der Reitervölker, der Kreuzzüge, der Ritterromantik sind unwiderbringlich vorbei. Ihre Wiedergeburt beschwört eine Ära des Nihilismus herauf, an dem wir jüngst noch einmal hart vorbeigeglitten sind. Eine unzulängliche Bekämpfung dieses „Heroismus“ trägt nur zu seiner Stärkung bei; daß auch er schließlich materialistisch zersetzt wurde, zeigt nur sein Ende. In dem Drama Galsworthys „Der Brotverdiener“ klagt der Held des Stückes, er habe sein Leben nicht in Flandern dafür aufs Spiel gesetzt, um jetzt eine zahme Existenz als Börsenmakler zu führen. Das zeigt das Zivilisationsproblem unserer Tage. Wo ist der Ausweg? Gibt es etwas Drittes? Die Sowjetunion hat das Dritte natürlich *nicht* geschaffen. Sie hat einerseits noch stärker, noch offener, noch zynischer als die bürgerliche Welt an den Materialismus appelliert, als jene es, in einem Mangel an Selbstkritik und innerer Aufrichtigkeit, je tat. Sie hat gleichzeitig beim „Heroismus“ Anleihen gemacht und eine merkwürdige „Synthese“ geschaffen, die sich vom Faschismus mehr und mehr nur noch durch die geographische Achse und die Lage des Schwerpunkts, nicht substantiell unterscheidet. Das Ziel ist der mit Lysenko-Methoden zu schaffende Robot. Gerade das macht eine wirkungsvollere Gegen-Synthese nötig.

Man verstehe dies richtig. Wenn hier von „bürgerlich“ die Rede ist, so nicht im Sinne jenes soliden Bürgertums von einst, als einer kulturtragenden Schicht, die, auf Arbeit und Stolz an der eigenen Leistung gegründet, weder dem Moloch der Vermassung ihren Tribut zollte noch ihr Ziel in einer Unterdrückung der Massen sah. Auch nicht im Sinne jener Intellektuellenschicht, die sich — das ist eine Frage der Vokabeln — bürgerlich nennen mag, aber in Wahrheit klassenlos ist. Gemeint ist das, was dem Bourgeois und dem Kleinbürger gemeinsam ist, jener Materialismus, der im Tanz ums Goldene Kalb, in Profit und Karriere, Geschäft und Position den Inhalt des Lebens sieht und über die Konvention derselben Gleichmacherei verfiel, die er seinem Gegner vorwirft. An Stelle der Flucht aus dieser Atmosphäre von Komfort und Idyll in den „Heroismus“ kann das künftige Ideal nur das einer *konstruktiven* Gesellschaft sein. *Das* ist die Synthese. Warum?

Der Mensch, der seine schöpferischen Energien, im großen und kleinen, aufbauenden Zwecken zuführt, ist kämpferisch, aber nicht für kriegsrische Zwecke der Zerstörung, verfällt nicht der von den Anhängern des „heroischen“ Ideals so gerne als Argument ins Feld geführten Verweichlichung, aber ohne anderen damit Schaden zuzufügen, ist idealistisch, aber ohne für negative Zwecke mißbraucht zu werden. Auf der anderen Seite ist er friedlich, ohne sich durch eine fehlende Perspektive und die Enge des Horizonts beengt fühlen zu müssen. Das ist zugleich die richtige Mitte zwischen einem Individualismus, der keine Verantwortung vor der Gesamtheit kennt und einen den Bruderschaftsgedanken in der Menschheit zerstörenden Kampf aller gegen alle entfesselt, und dem Kollektivismus, der die Persönlichkeit erschlägt. Damit ist auch dem Einwand begegnet, daß dies aufgestellte Lebensideal des konstruktiven Menschen ja durch den Sowjetmenschen verwirklicht sei. Gewiß, der Sowjetmensch

hat einen Aufbau durchzuführen, aber nur unter materialistischen Gesichtspunkten, seelenlos, unfrei, als ein unglücklicher Sklave, dem die Menschenwürde durch ein raffiniertes System ständiger Angst, hämmender Propaganda langsam ausgetrieben wurde. Der schöpferische Mensch dagegen ist frei. Wenn viele sich auch zur bürgerlichen Gesellschaft bekennen mögen, so ist das eine Frage der Worte. Was hier gemeint war (und was auch Inhalt aller antibürgerlichen Vorstöße gewesen ist), war jene schon mit dem 16. Jahrhundert beginnende Geldgesinnung, die im 19. Jahrhundert Triumphe und heute noch Orgien feiert. Sie erzeugte damit jene Übel, die sich als „Heilmittel“ ausgaben. Es bedarf einer Selbstbesinnung, um mit diesen Übeln fertigzuwerden.

Vor 80 Jahren in der Deutschen Rundschau

Man hat in Berlin — ob leider oder glücklicherweise, bleibe für jetzt unentschieden — die napoleonische Art und Weise der amtlich beeinflussten Preßfeldzüge mit geringen Veränderungen sich zu eigen zu machen gesucht. Und in der That, wer wollte es leugnen, es liegt ein gut Stück demokratischer Neigung vor der Gesammtheit des Volkes in diesen Versuchen, den Strom der öffentlichen Meinung stets auf die Bedürfnisse der nationalen Politik vorzubereiten und für das in Anwendung gebrachte System zu gewinnen. Der alte patriarchalisch-absolutistische Staat, in welchem die Mehrheit unserer politisch thätigen Generation aufgewachsen, wußte nichts von dieser Berücksichtigung jener Massen, denen man damals nur einen sehr beschränkten Unterthanenverstand zuerkannte, oder an die man sich doch nur in den Tagen der höchsten Noth unter der Aufschrift: „An mein Volk!“ zu wenden getraute. Fürst Bismarck erkannte zuerst in Deutschland an regierender Stelle, welch' eine Macht das Bewußtsein verleiht, sich Eins mit dem Willen eines ganzen Volkes zu wissen. Allein dieses sich Beugen vor jener Zahl, deren Gemeinsamkeit die Machtstellung des Staates bedingt, ist auch nicht ohne Gefahren, wenngleich bei uns bisher die Volksseele mehr emporgehoben wurde zum Standpunkte des weitblickenden Staatsmannes, als daß dieser sich herbeigelassen hätte, den mit mehr oder minder niederen Elementen verquickten Instincten der Massen zu schmeicheln. Immerhin liegt indeß auch die Verlockung nahe, wenn man erst einmal auf der Preß-Klaviatur die nöthige Technik sich erworben, künstliche Strömungen der Volksmeinung hervorzurufen, und dieser Verlockung, dünkt uns, ist man in der Wilhelmsstraße nicht immer mit aller wünschenswerthen Entschiedenheit aus dem Wege gegangen.

(Jahrgang 1, Heft 8. Politische Rundschau.)

Die bürgerliche Tragödie in der Sowjetzone

Als sich am 21. April 1946 zu Berlin Kommunisten und abtrünnige Sozialdemokraten zum „Vereinigungsparteitag“ zusammenfanden, um die Sozialistische Einheitspartei zu „gründen“, da heuchelte Wilhelm Pieck als Sprecher der KPD: „Ich richte unseren Gruß an die beiden anderen antifaschistisch-demokratischen Parteien, an die Christlich-Demokratische Union und die Liberal-Demokratische Partei . . . Wir wollen unsere Gemeinschaft noch enger und fester gestalten. Das soll aber nicht heißen, wie die Feinde der Einheit und der Zusammenarbeit behaupten, daß wir die Absicht haben, die beiden Parteien aufzufressen und die *Diktatur* eines *Einparteiensystems* aufzurichten . . .“ — Mittlerweile haben sich die Zeiten gewandelt. In dem neuen, vom IV. Parteitag der SED Anfang April 1954 „einstimmig“ beschlossenen Parteistatut kodifiziert numehr die SED unverhüllt und rücksichtslos ihren Totalanspruch als monopolistisch herrschende Staatspartei. „Die Partei“, so steht zu lesen, „ist die führende Kraft *aller* Organisationen (nicht nur) der Arbeiterklasse und der Werktätigen, (sondern auch) der gesellschaftlichen und staatlichen Organisationen“. Und „... das Zentralkomitee *lenkt* die Arbeit der gewählten (!) zentralen staatlichen und gesellschaftlichen Organe“.

Mit diesen beiden Kernsätzen formuliert das neue „Grundgesetz der Partei“ nichts anderes als eben die *Diktatur* eines *Einparteiensystems* beziehungsweise die „Diktatur des Proletariats“ entsprechend dem Modell der „Volksdemokratie“, weil nach kommunistischer Definition der Status der „Volksdemokratie“ eine „besondere historische Form der Diktatur des Proletariats“ bedeutet.

Zwischen den Versprechungen Wilhelm Piecks und diesen Bestimmungen im neuen Statut der SED liegt eine Zeitspanne von genau acht Jahren — sie bedeutet die „bürgerliche“ Tragödie, d. h. die systematische, totale Entmündigung und politische Gleichschaltung der ursprünglich nicht-kommunistischen, bürgerlichen Parteien in der Sowjetzone. Ihre letzte Eigenständigkeit ist seit der jüngsten, großen Kader-Schau der SED hinfällig geworden, ihre weitere Existenz in der Gegenwart ist formal und lediglich taktisch bedingt. Die Kommunisten befinden ihre Liquidierung augenblicklich nicht für notwendig oder zweckmäßig — aber das kann schon morgen anders sein.

Die Geschichte der bürgerlichen Parteien in dem von der Roten Armee besetzten Gebiet Deutschlands bietet ein Schulbeispiel für kommunistische Strategie und Taktik; sie ist voller menschlicher Tragik einzelner, aufrechter Menschen guten Willens, aber auch voller Irrtum — und voller Schuld einiger miserabler Charaktere und Karrieristen, die ihre Partei und ihre Freunde um einige Vorteile willen verrieten.

In der ersten Zeit unmittelbar nach dem deutschen Zusammenbruch gaben sich die Sowjets allen Anschein, als seien auch sie in ihrer Zone an der Aktivierung eines politischen Lebens unter relativ demokratischen Voraussetzungen interessiert, soweit dies jedenfalls die Einschränkungen eines Besatzungsregimes ermöglichen konnten. Wie ein schlechter Witz muß es heute anmuten, daß es ausgerechnet ein Marschall der Roten Armee war,

Georgij K. Shukow, der am 10. Juni 1945 die Bildung und Tätigkeit antifaschistischer Parteien erlaubte, bevor noch die drei westlichen Besatzungsmächte in ihrem Zorn dazu bereit waren. Nachdem auf diese Weise Mitte Juni 1945 die KPD und die SPD wiederbegründet waren, konstituierten sich Ende Juni die CDU und Anfang Juli die LDP als spezifisch „bürgerliche“ Parteien in der sowjetischen Besatzungszone. Beide Parteien waren recht eigentlich neue Schöpfungen, die sich nur im weiteren Sinne auf politische Traditionen aus der Weimarer Republik beziehen konnten — die CDU etwa auf das alte Zentrum, die LDP auf die Deutsche Volkspartei. Dieser Tatbestand scheint auf die vernünftige Erkenntnis zurückzugehen, daß nach dem bitteren Erleben der nationalsozialistischen Diktatur nicht mehr einfach dort angeknüpft werden konnte, wo 1933 der widerliche Scharlatan aus Braunau die Fäden zerrissen hatte. Aus dieser Einschätzung der Situation mag sich auch erklären, daß die ersten programmatischen Aufrufe der beiden bürgerlichen Parteien in großen Zügen zwar ihre Grundkonzeptionen verrieten, aber nicht viel mehr als einige „Gegenwartsforderungen“ ohne Gewicht enthielten. „Wir rufen zur Sammlung aller christlichen, demokratischen und sozialen Kräfte zur Mitarbeit am Aufbau einer neuen Heimat auf“, betonte der Gründungsauftrag der CDU vom 26. Juni 1945. „Wir erstreben eine Ordnung in demokratischer Freiheit, die mitbestimmt wird durch die kulturgestaltenden sittlichen und geistigen Kräfte des Christentums.“ Aus den „Gegenwartsforderungen“ wären die Wiederherstellung einer unabhängigen Rechtsprechung, Verstaatlichung aller Bodenschätze und Schutz des Privateigentums hervorzuheben. — Der Gründungsauftrag der LDP vom 5. Juli äußerte sehr zurückhaltend liberales Gedankengut: „Was uns eint, das ist die liberale Weltanschauung und die demokratische Staatsgesinnung.“ Eine Konzession an die Besatzungsmacht, die aus der damaligen Lage verständlich ist, war die Bereitschaft beider Parteien zur „vertrauensvollen Zusammenarbeit“ mit der SPD wie mit der KPD. Was im übrigen auffiel, war der „gesamtdeutsche“ Anspruch, den beide Parteien für sich erheben wollten.

Die Parteigründungen, die unter dem Protektorat der Roten Armee vor allem für die bürgerlichen Parteien ohnehin problematisch waren, dienten in der Sowjetzone niemals der Errichtung einer parlamentarischen Demokratie mit den Wechselbeziehungen von Regierungs- und Oppositionsparteien. Vielmehr setzten die Sowjets von Anfang an die in den dreißiger Jahren entwickelte Taktik einer gemeinsamen „Volksfront“ aller Parteien durch, modifiziert als „Block der antifaschistisch-demokratischen Parteien“, wobei diese „Blockpolitik“ eine Form interfraktioneller Zusammenarbeit darstellte, die jede Opposition ausschloß, weil sie nur einstimmig gefaßte Beschlüsse zuließ. Von Berlin aus, wo sich bereits am 14. Juli 1945 ein erster „Antifa-Block“ aller vier Parteien bildete, erfolgte die Organisierung solcher Ausschüsse, denen zunächst lediglich kommunalpolitische Funktionen oblagen, auch in den Ländern, Kreisen, Städten und Gemeinden — tonangebend waren freilich immer die Kommunisten. Immerhin wurde die „Blockpolitik“ schon nach den Erfahrungen weniger Monate als kommunistisches Instrument einer potenziellen Neutralisierung der bürgerlichen Parteien richtig eingeschätzt und — was in jenen Tagen noch möglich war — öffentlich bemängelt. „Das Zusammenwirken verschiedener Parteien an einer gemeinsamen Aufgabe bedeutet gewiß keinen Widerspruch zur Demokratie“, schrieb beispielsweise Dr. Andreas Hermes (CDU) am 1. November 1945 in der „Täglichen Rundschau“, dem Blatt der Roten Armee. „Allerdings setzt eine solche gemeinsame Arbeit ein Höchstmaß *gegenseitiger Loyalität* und

eine uneingeschränkte Respektierung der Verschiedenartigkeit der grundsätzlichen Überzeugung der zusammenwirkenden Parteien voraus. Es würde ein Mißverstehen der Demokratie bedeuten, wenn eine solche Zusammenarbeit die uneingeschränkte Vertretung der abweichenden Meinungen der einzelnen Parteien einschränken oder gar unmöglich machen würde. In einem solchen Falle wäre die *Einheitsfront* nur eine Tarnung, um einer bestimmten Richtung eine Vorherrschaft zu sichern.“ Das kam einer ziemlich eindeutigen Kritik gleich.

Indessen konnten sich die beiden bürgerlichen Parteien im ersten Jahr ihres Bestehens trotz mancherlei Schikanen eine Operationsbasis schaffen, die sie bestimmt zu einer respektablen Opposition gegenüber der KPD, der SPD und später der im Frühjahr 1946 entstandenen SED befähigt hätte, wären sie nicht durch die „Blockpolitik“ gebunden gewesen. Ihr Rückhalt in der Bevölkerung übertraf selbst die optimistischen Erwartungen im eigenen Lager — ein Tatbestand, der sich bei den ersten Kommunalwahlen im September und erst recht bei den ersten Landtagswahlen im Oktober 1946 demonstrieren sollte. In der Gesamtwertung konnte die SED bei den Landtagswahlen *nicht* die absolute Mehrheit, sondern lediglich 47,6 Prozent aller Stimmen gegenüber 49,1 Prozent von CDU und LDP erringen. Dies, obwohl in zahlreichen kleinen Städten und Gemeinden nicht einmal Parteiorganisationen der beiden bürgerlichen Parteien zu diesem Zeitpunkt vorhanden waren. Um wieviel kläglicher erst wäre die Niederlage für die Kommunisten ausgefallen, wenn sie sich allein und nicht als „Sozialistische Einheitspartei“ zusammen mit der SPD dem Votum des Volkes hätten stellen müssen. Das Ergebnis der Landtagswahlen ist einigermaßen interessant:

Land bzw. Provinz	Gültige Stimmen	SED	CDU	LDP	VdgB	Frauen-Ausschuß	Kulturbund
Mecklenburg	1 107 303	547 663	377 808	138 572	43 260	—	—
Sachsen	3 252 281	1 595 723	756 740	806 163	57 229	17 861	18 565
Thüringen	1 657 196	816 864	313 824	471 415	55 093	—	—
Sachsen-Anh.	2 323 601	1 063 889	507 397	695 685	56 630	—	—
Brandenburg	1 445 932	634 651	442 288	298 364	70 629	—	—
Insgesamt	9 786 313	4 658 790	2 398 057	2 410 199	282 841	17 861	18 565

Ein Vergleich mit dem Ergebnis der vorausgegangenen Kommunalwahlen ergibt einen absoluten Stimmengewinn der bürgerlichen Parteien von 1 288 002 gegenüber einem Stimmenverlust der SED von 403 025 Stimmen. — Eine vernichtende Niederlage erlitten die Kommunisten bei den ebenfalls am 20. Oktober 1946 abgehaltenen Bezirks- und Stadtverordnetenwahlen in der Vier-Sektoren-Stadt Berlin, wo sich neben den drei in der Zone zugelassenen Parteien die SPD als vierte Partei zur Wahl stellte. Auf die SPD entfielen bei einer Wahlbeteiligung von 92,3 Prozent nicht weniger als 49, auf CDU und LDP zusammen 31, auf die SED nur 20 Prozent aller Stimmen — wobei sich diese 20 Prozent der SED noch dazu aus dem „Erfolg“ im Berliner Sowjetsektor (!) erklären lassen, wie das Ergebnis zeigt:

Sektor	SPD	SED	CDU	LDP
amerikanischer	331 829	80 922	158 398	67 390
englischer	199 584	40 651	106 089	46 419
französischer	142 796	57 551	51 718	19 624
sowjetischer	341 400	233 458	146 220	61 289
Insgesamt	1 015 609	412 582	462 425	194 722

Diese ersten und einzigen, halbwegs demokratischen Wahlen wurden kein Ruhmesblatt in den Annalen der SED. Niemand braucht sich mehr zu wundern, wenn die Kommunisten seither jede freie Willensentscheidung in ihrer Zone meiden wie die Pest.

Nachdem sich die Parlamente in den fünf Ländern der Sowjetzone konstituiert hatten, bestand die SED im Verfolg der „Blockpolitik“ auf einer Beteiligung auch der bürgerlichen Parteien bei der Bildung der einzelnen Landesregierungen, während sie zugleich sämtliche Schlüsselstellungen mit ihren Funktionären besetzte und so die Verwaltung sicher in ihrer Gewalt hielt. Die SED nahm in jeder Landesregierung u. a. die Positionen des Ministerpräsidenten (mit vorläufiger Ausnahme von Sachsen-Anhalt allerdings) sowie des Innenministers und des Volksbildungsministers ein.

Im parlamentarischen Raum war damit jede etwaige Opposition der bürgerlichen Parteien paralyisiert, doch war ihr unmittelbarer politischer Einfluß außerhalb der parlamentarischen Körperschaften noch nicht gebrochen, zumal sich die CDU wie die LDP bis hinein in das Jahr 1948 eine wenn auch begrenzte, eigene politische Linie erhalten konnten. Unter den gegebenen Umständen bedeutete es schon sehr viel, wenn sie in ihren Zeitungen zum Beispiel hin und wieder gegen die SED polemisierten. — Die Kommunisten waren folglich bemüht, die bürgerlichen Parteien weiterhin zu neutralisieren, und sie erweiterten ihre Einflußsphäre, indem sie erstens eine Reihe scheinbar „überparteilicher“, kommunistisch gelenkter Massenorganisationen entstehen ließen, *Transmissionsriemen der Partei* (Lenin), wie „Freier Deutscher Gewerkschaftsbund“ (FDGB), „Kulturbund“, „Freie Deutsche Jugend“ (FDJ), „Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe“ (VdgB), „Demokratischer Frauenbund Deutschlands (DFD), „Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes“ (VVN) und andere; und zweitens gingen sie Ende 1947 daran, durch eine manipulierte „Volksbewegung für Einheit und gerechten Frieden“ die beiden bürgerlichen Parteien noch enger an die SED zu binden. Beide Methoden waren taktisch nicht ungeschickt und mußten auf die Dauer zum Erfolg führen. Als die sowjetzonale CDU ihre Teilnahme an einem für den 6./7. Dezember 1947 nach Berlin einberufenen „Deutschen Volkskongreß“ verweigerte, war dies für die sowjetische Militär-Verwaltung ein hinreichender Anlaß, die beiden nie sehr bequemen Parteivorsitzenden, Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, zu beseitigen. Das war der zweite schwere Eingriff in innerparteiliche Angelegenheiten, nachdem schon im Dezember 1945 die ersten beiden Parteivorsitzenden, Dr. Andreas Hermes und Dr. Walther Schreiber, wegen ihrer Kritik an der Bodenreform aus ihren Funktionen entfernt werden mußten. Mit dem Sturz von Kaiser und Lemmer endete der letzte Versuch zu offener Opposition einer legitimen Parteiführung. Willige Werkzeuge, nämlich Otto Nuschke und Georg Dertinger — der nachmalige „Minister für Auswärtige Angelegenheiten“ im Grotewohl-Kabinett, der kürzlich wegen „Spionage“ zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde — übernahmen die Leitung der CDU. Auf dem zweiten „Volkskongreß“ am 17./18. März 1948 war die „Einheitsfront“ notdürftig wieder renoviert, was nicht über die Zersetzungserscheinungen innerhalb der CDU täuschen konnte.

Im Frühjahr 1948 gingen die Kommunisten zu einer neuen Taktik über. Waren die bürgerlichen Parteien bereits weitgehend in die SED-Politik eingespant und damit im Bewußtsein weiter Kreise kompromittiert, so sollten sie in der folgenden Phase in die Isolation gedrängt werden. Verschiedene Symptome kündigten verhältnismäßig unerwartet zwei *neue Parteien* in der Zone an, deren Zielgebung ganz einfach die Aufsplitterung aller bürgerlichen oder nicht-kommunistischen Kräfte sein sollte. So erschien über-

raschend, erstmalig am 22. März 1948, eine zuverlässig „national“ inspirierte „National-Zeitung“ in Ost-Berlin, die Stimmung für eine nominelle Pg. erfassende Partei machen durfte — und Wilhelm Pieck orakelte am 18. April 1948 auf einer kommunistischen Kundgebung im Berliner Wedding: „Wir sind überzeugt, daß das gegenwärtige Parteiensystem in der Ostzone nicht so elastisch ist, wie es notwendig erscheint. Wenn von seiten der Umsiedler und der nominellen Pg. der Wunsch nach einer neuen Partei laut wird, dann sollten wir solche Wünsche nicht unterbinden.“ Das Stichwort war gegeben, und Ende April, Anfang Mai 1948 organisierten sich, „spontan“ selbstverständlich, Gründungsausschüsse für eine „National-Demokratische Partei“ (NDP) und für eine „Demokratische Bauernpartei Deutschlands“ (DBD). Mitte Juni 1948 konnten beide Parteien schon ihre Lizenz durch die Besatzungsmacht empfangen. So „demokratisch“ ging das alles zu.

Die beiden neuen Parteien erhielten genau abgegrenzte Aufgaben zugewiesen; gemeinsam waren und sind hingegen ihre Funktionen als kommunistisch gelenkte Satelliten-Parteien. Ihre Initiatoren, Dr. Lothar Bolz für die National-Demokraten und Ernst Goldenbaum für die Bauernpartei, waren einst eingeschriebene Mitglieder der KPD; Goldenbaum gehörte noch bis 1948 der SED-Fraktion im Mecklenburgischen Landtag an.

Die NDP, welche die „wahren Lebensinteressen des deutschen Volkes“ zu vertreten vorgab, sollte die Massen der nominellen NSDAP-Mitglieder und ehemaligen Berufssoldaten mobilisieren. Im Juni 1948 veröffentlichte die „National-Zeitung“ als Parteiorgan vorläufige „Grundsätze und Forderungen“ der NDP, die alles in allem nicht mehr waren als ein verschwommenes Konglomerat von Schlagworten, die indes eindeutig national-boischewistische Tendenzen verrieten. „In Übereinstimmung mit dem Block der antifaschistischen demokratischen Parteien fordern wir die Durchführung der demokratischen Bodenreform sowie die Enteignung der Trusts und Konzerne im gesamten Deutschland“, hieß es, oder: „Wir treten ein für die Sicherung der Existenz des Mittelstandes... Früheren Berufsbeamten... muß eine Wiedereingliederung in ihre Berufsarbeit ermöglicht werden“ und so weiter. Die vermutlich nicht eben zufällige Analogie einiger „Grundsätze und Forderungen“ zu wesentlichen Gedanken im Programm der NSDAP verließ dem Ganzen die richtige Nuance. — Das „endgültige“ Programm der NDP wurde auf dem 3. Parteitag im Juni 1951 beschlossen. In 21 Artikeln enthält es allerlei wortreiche, aber nichtssagende Phrasen — die mitunter der Komik nicht entbehren: „Die Deutsche Demokratische Republik ist das unabhängige Vaterland der Demokratie auf deutschem Boden... Deswegen schwören wir nationale Demokraten unserer Deutschen Demokratischen Republik die Treue und rufen allen Deutschen zu: Wer der Deutschen Demokratischen Republik die Treue hält, hält ganz Deutschland die Treue.“ In der Tat, das ist der Weisheit letzter Kurzschuß.

Die Bauernpartei sollte die „werk tätigen Einzelbauern“, kleinbäuerliche Elemente und Landarbeiter, ansprechen, und zwar als „politische“ Vertretung im Gegensatz zur VdgB, die als „wirtschaftliche“ Vertretung nach wie vor besteht. Auch das Programm der DBD beschränkt sich auf allgemein gehaltene Formeln wie „Schutz der werk tätigen Bauern und Landarbeiter vor Ausbeutung und Wucher“ oder „Verhinderung der Spekulation mit Grund und Boden“.

Die beiden bürgerlichen Parteien reagierten in den ersten Monaten, wie zu erwarten war, mit negativer Kritik vor allem gegenüber den National-Demokraten, deren Parteigründung das CDU-Organ „Neue Zeit“ beispielsweise als einen „gefährlichen Irrweg“ bezeichnete. Aber die Kommunisten

hatten ihr Ziel erreicht. Die Struktur des sowjetzonalen Parteiensystems war zum erheblichen Nachteil von CDU und LDP verändert — und der Proklamierung einer „Deutschen Demokratischen Republik“ stand nichts mehr im Wege. Der technische Vorgang blieb Routine. Im März 1948 war gelegentlich des zweiten „Deutschen Volkskongresses“ ein sogenannter „Deutscher Volksrat“ geschaffen, der einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten und Wahlen für einen dritten Kongreß vorzubereiten hatte. Am 15./16. Mai 1949 wurden in der Sowjetzone „Wahlen“ auf der Grundlage von *Einheitslisten* aller fünf Parteien inszeniert, die — gleichwohl noch mit einer „Volksabstimmung über die Einheit Deutschlands und einen gerechten Frieden“ verbunden — in der Gesamtwertung von 12 887 234 abgegebenen Stimmen dennoch nur 7 943 949 Ja-Stimmen (66,1 Prozent) gegenüber 4 080 272 Nein-Stimmen bei 863 013 ungültigen Stimmen auswiesen. Dieses Ergebnis durfte bei der Wahlpraxis ohne Zweifel als eine neue Niederlage der Kommunisten angesehen werden. — Am 30. Mai 1949 tagte der dritte, aus diesen Wahlen hervorgegangene „Deutsche Volkskongreß“ und delegierte aus seiner Mitte 30 Abgeordnete in den neu berufenen „Volksrat“, davon nur noch je 45 Abgeordnete aus den beiden bürgerlichen Parteien; dieser „Volksrat“ erklärte sich am 7. Oktober 1949 zur „Provisorischen Volkskammer“ im Sinne des Verfassungsentwurfs und proklamierte die „Deutsche Demokratische Republik“.

Die „Volksbewegung für Einheit und gerechten Frieden“ mit ihren Organen und Ausschüssen in den Ländern und Kreisen wurde nach der Gründung der sowjetdeutschen Satelliten-Republik nicht aufgelöst, sondern in die „Nationale Front des demokratischen Deutschland“ umgewandelt, einer Sammelorganisation, die alle politischen Parteien und Massenorganisationen zusammenschließt. Die „Wahlen“ vom 15. Oktober 1950, die eigentlich ersten Wahlen für die Volkskammer, wurden denn auch über Einheitslisten der „Nationalen Front“ abgehalten. Das „Ergebnis“ von 99,7 Prozent Ja-Stimmen entsprach durchaus den üblichen Wahlergebnissen volksdemokratischer Provenienz. Auch die für den 17. Oktober 1954 anberaumten Neuwahlen für die Volkskammer firmieren wiederum als Einheitswahlen der „Nationalen Front“, wie der Präsident der Volkskammer, Dr. h. c. Johannes Dieckmann, kund tat.

Der Niedergang der bürgerlichen Parteien vollzog sich in ganz erschütternder Weise in den Jahren 1949/51 — nach außen hin sichtbar an den von allen ideologisch verdächtigen Infekten gereinigten Parteiprogrammen. Bei den Liberal-Demokraten setzte sich dieser Wandel unter dem Einfluß einiger ehrgeiziger Funktionäre, wie Dr. Hans Loch, „Professor“ Dr. Hermann Kastner, Dr. Karl Hamann, Johannes Dieckmann, Manfred Gerlach, Herbert Täschner u. a. m., bereits mit dem auf dem Eisenacher Parteitag im Februar 1949 ratifizierten neuen Programm durch, das die LDP als „demokratisch und antifaschistisch, fortschrittlich und freiheitlich“ charakterisierte und mit einer armseligen Reminiszenz an den Liberalismus eine „zweck- und sinnvolle *Lenkung der volkswirtschaftlichen Erzeugung und Verteilung*“, folglich die Planwirtschaft, als „*unentbehrlich*“ hinzustellen mußte.

In der CDU blieb es dem damals 28jährigen (!) Generalsekretär, Gerald Götting, vorbehalten, auf einer Arbeitstagung in Meißen im Oktober 1951 die ursprünglich christlich-demokratischen Maximen der Union zu liquidieren und als peinliches Surrogat den „*Christlichen Realismus*“ zu erfinden — den er im unverfälschten Parteichinesisch der Kommunisten zu erläutern verstand: „Der Christliche Realismus ist nicht irgendein Theorem..., sondern eine Zurüstung (!) des christlichen Menschen für die Bewährung in der konkreten

gesellschaftlichen Realität“. Jeder Christ, so bestimmt eine dieser merkwürdigen Thesen, müsse sozusagen zur Bewährung in der konkreten gesellschaftlichen Realität „... die Grundzüge der vom *Marxismus-Leninismus* gegebenen ökonomischen Analyse als *richtig* anerkennen“. Genau so denkt auch Walter Ulbricht.

Diesen Wandlungen folgten, vergleichbar dem „demokratischen Zentralismus“ der Kommunisten, strukturelle Veränderungen im organisatorischen Gefüge auch der beiden bürgerlichen Parteien — und ebenso lernten sie massenweise Parteisäuberungen im Stil der SED kennen, so daß sich die CDU (teilweise auch durch Parteiaustritte) von maximal 220 000 Mitgliedern im Dezember 1947 auf gegenwärtig 85 000 Mitglieder reduzierte; ähnlich schrumpfte die LDP, die auf 200 000 Mitglieder im Dezember 1948 beziffert wurde, auf 90 000 Mitglieder zusammen. Einer selbständigen politischen Regierung ist heute weder die CDU noch die LDP mehr fähig, so daß ihre Einordnung in den von den Kommunisten beherrschten „Staat der Arbeiter und Bauern“ in der Zone, wie sie in dem neuen Parteistatut der SED zum Ausdruck kommt, lediglich einen seit einigen Jahren schon üblichen Zustand „legalisiert“. Die „bürgerliche“ Tragödie ist zu Ende.

Was übrig bleibt, ist der menschliche Konflikt zwischen Irrtum und Schuld — und das Problem der moralischen Qualifikation bei jedem einzelnen der Männer, die sich exponiert haben und leitende Positionen in den beiden bürgerlichen Parteien einnehmen. Viele von ihnen, das wird jeder konzedieren wollen, haben in der ersten Zeit nach dem Kriege im guten Glauben gehandelt. Es waren keineswegs nur immer „Opportunisten“, die vor der Entscheidung standen, wie weit eine Mitarbeit noch zu verantworten sei — und die in der Zone blieben. Und viele konnten durch ihr Eingreifen so manche Härten zwar nicht verhindern, aber doch mildern, wenn allein die Arbeit gewürdigt wird, die sie in den kommunalen Körperschaften geleistet haben. Die Zahl derer, die *diese* mutige Haltung mit ihrer Freiheit oder ihrem Leben besiegelten, ist Legion. Eine teilweise Schuld — und das wird sich eines Tages noch einmal bitter rächen — trifft nicht zuletzt auch die Union und die Freien Demokraten im Gebiet der heutigen Bundesrepublik, die ihre Beziehungen zu den bürgerlichen Parteien in der Zone in einer Zeit lösten, als dies noch keinesfalls notwendig war, und die mit ihren Vorwürfen nie sehr kleinlich waren, nur weil dieser oder jener „drüben“ aushielt. Alle schwere Schuld fängt erst da an, wo die Illusionen über eine sinnvolle Mitarbeit nach vernünftigem Ermessen zerstört sein *mußten*. Als sich *danach* die Nuschke und Dertinger, Dieckmann und Loch und wie sie alle heißen, immer noch bereit fanden, teils gegen den Widerstand ihrer eigenen Parteimitglieder, den kommunistischen Forderungen nachzugeben, da verwirkten sie ihren Anspruch, weiterhin als legitime Elite der bürgerlichen Parteien anerkannt zu werden. Hier liegt die Zäsur von Irrtum und Schuld — die wohl nicht frei ist von menschlicher Tragik, die aber deshalb nicht entlasten kann.

Die Parteiführer, die Männer in hohen Stellungen, die mit Vermögen oder Erziehung, deren Macht und deren Schliche die Massen verführt haben — sie sind es, die mit Strenge verfolgt werden sollen. Die getäuschte Bevölkerung jedoch kann kaum zu milde behandelt werden, wenn einmal die Schlächtereie im Felde vorüber ist.

Macaulay

Milena Jesenska im Konzentrationslager Ravensbrück

Im Jahre 1952 erschienen, herausgegeben von Willy Haas, die Briefe Franz Kafkas an Milena Jesenska. Diese Briefe haben allgemein die Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdienen, werfen sie doch ein besonders aufschlußreiches Licht auf den Charakter des Dichters. In keinem seiner Werke zeigt sich Kafka so unverhüllt wie in diesen Liebesbriefen an die um viele Jahre jüngere Pragerin. Aber auch sie tritt uns aus den Seiten der Sammlung entgegen als ein Wesen besonderer Art. Sie hat auf Kafka jene Faszination ausgeübt, welche die stärkere, ausgeglichene, freilich weniger schöpferische Persönlichkeit auf die schwächere, zerrissene, wenn auch ungleich genialere auszuüben imstande ist.

Milena Jesenska war eine starke Persönlichkeit. Die völlig in sich abgerundete Ausgeglichenheit ihres Wesens, die Bestimmtheit ihrer Reaktionen, die Sicherheit und Tiefe ihres Urteils: all das sollte ich Jahrzehnte nach dem Tode des Dichters, der sie geliebt hatte, kennen lernen. Unter furchtbaren Umständen: nämlich in der Hölle des Konzentrationslagers Ravensbrück. Willy Haas, der Herausgeber der Briefe, weist in seinem Nachwort auf das bittere Schicksal Milena Jesenska hin. Er war auch so freundlich, die Rolle zu erwähnen, welche die Freundin und Mitgefängene in meinem Buche „Als Gefangene bei Stalin und Hitler“ spielt.

Auf dem schmalen Weg zwischen der Barackenrückseite und der hohen Steinmauer mit ihrem starkstromgeladenen Stacheldraht sah ich Milena Jesenska das erstmal. Sie war erst seit wenigen Tagen in Ravensbrück, noch irgendein „Zugang“, wie man die Neuen nannte. Man wollte mich mit ihr bekannt machen. Nie vergesse ich die Geste, mit der sie mir die Hand zum ersten Gruß gab, die Stärke und Grazie dieser Bewegung. Als ihre Hand in der meinen lag, meinte sie leicht ironisch: „Bitte, nicht so drücken und schütteln, wie ihr Deutschen das zu tun pflegt. Meine Finger sind krank . . .“ Und ich blickte in ein Gesicht, das von schwerem Leiden gezeichnet war, mit umschatteten Augen und grauer Gefängnisfarbe. Milena war hoch gewachsen, und auf breiten Schultern saß ein zierlicher Kopf. Sie trug ein langes schlotterndes Häftlingskleid und viel zu große Stiefel. Unter dem vorschriftsmäßigen Kopftuch drängten sich über der Stirn kleine Locken hervor. — Nach dieser ersten Begegnung trafen wir uns regelmäßig beim Spaziergang für eine spärliche halbe Stunde oder manchmal an irgendeiner Barackenecke für einen kurzen Händedruck oder nur einen Blick, und in diesen Tagen wuchs zwischen Milena und mir eine Freundschaft, die bis zu ihrem Tode ungetrübt andauern sollte. Vom ersten Tage an ergriff mich eine dumpfe Angst, wenn ich in ihr leidendes Gesicht sah. Sie kam schon krank aus dem Untersuchungsgefängnis Dresden, wo sie 40 Pfund abgenommen hatte. Sie glaubte, es sei Rheumatismus. Ihre Hände waren gechwollen, sie hatte immer Schmerzen, sie fror in den Lagerlumpen beim stundenlangen Zählappell, sie konnte sich nachts auf dem Strohsack unter den dünnen Decken nicht erwärmen. Aber sie war ein starker Mensch und ver-

stand es immer wieder, meine Sorgen zu zerstreuen. 1940 war Milena noch ungebrochen, mutig und voller Initiative, und weit entfernt von jeder Häftlingsmentalität. Als ich sie einmal vorsichtig fragte, ob sie Hunger habe, lehnte sie ab, über dieses Thema überhaupt zu sprechen, und eine Brotration, die ich ihr heimlich brachte, verweigerte sie gereizt anzunehmen. Sehr viel später gestand sie mir einmal, daß ihr im Anfang der Gedanke furchtbar gewesen sei, mit Brot beschenkt zu werden.

Damals, 1940, war ich ein Häftling, den man von Sibirien ins deutsche Konzentrationslager gebracht und zur Hoffnungslosigkeit verdammt hatte. Die Freundschaft Milena Jesenskas gab mir die Widerstandskraft zurück, ja, mir schien der unfreiwillige und qualvolle Aufenthalt im KZ Ravensbrück sinnvoll zu sein, weil ich Milena Jesenska treffen durfte.

Eigentlich war Milena damals um meines Schicksals willen zu mir gekommen. Sie war Journalistin und interessierte sich für die Erfahrungen, die ich als ehemalige Kommunistin in der Sowjetunion und im sibirischen Lager gemacht hatte. Schon bei diesen ersten interview-ähnlichen Gesprächen stellte ich die starke Begabung Milenas für ihren Beruf fest. Ich habe weder vorher noch nachher einen Journalisten getroffen, der die Kunst des schöpferischen Erfragens so gut beherrscht hätte. Ihre Einfühlungsgabe war außerordentlich. Ich entsinne mich, daß ich damals das Gefühl hatte, als spielten sich Dinge noch einmal ab, aber so als durchlebte ich jene Jahre in Moskau und Sibirien nicht mehr allein, sondern mit Milena Jesenska an der Seite.

Schon in der ersten Woche unserer Freundschaft planten wir ein gemeinsames Werk. Wir wollten später, wenn wir wieder in die Freiheit kommen sollten, ein Buch schreiben. Aber jetzt schon sollte es vorbereitet werden. Milena gab ihm den Titel „Das Zeitalter der Konzentrationslager“. Wir wußten damals natürlich nicht, daß ein Buch dieses Titels nach dem Kriege von David Rousset verfaßt werden würde. In Milenas Phantasie entstand ein Werk über die KZ beider Diktaturen, mit Zählappellen, marschierenden uniformierten Kolonnen und der Entwürdigung von Millionen Menschen zu Sklaven: in der einen Diktatur im Namen des Sozialismus, in der anderen zum Wohl und Gedeihen der Herrenmenschen. Der erste Teil dieses Buches sollte meine Aufgabe werden, den zweiten begannen wir eben erst zu erleben. Und Milena, als Journalistin, hielt Augen und Ohren offen. Sie beobachtete unermüdlich, und wir prägten uns jedes Ravensbrücker Ereignis ins Gedächtnis ein. Für Milena gelang es mir das erstmal, meinem Erlebnisbericht erzählend eine Form zu geben, es war so, als ob sie diese Fähigkeit auf mich übertrug. Wenn ich immer wieder versuchte, ihr für die Zukunft die Aufgabe zuzuschieben, unser Buch zu schreiben, meinte sie nicht ohne Bitterkeit, daß sie genau wisse, wer von uns beiden die bessere Erzählerin sei. Sie behauptete sogar, eigentlich nur Briefe schreiben zu können. Alle ihre Artikel seien letztlich nichts anderes gewesen. Es fehle ihr z. B. die Fähigkeit, schildernd einen Menschen in ein Zimmer treten zu lassen.

Durch Milena erfuhr ich von Franz Kafka. Abends auf dem Strohsack erzählten wir uns oft Geschichten, und da waren es die Novellen Kafkas, die mir Milena wiedergab. Sie hatte einige davon zu Anfang der 20er Jahre, ganz jung noch, vom Deutschen ins Tschechische übersetzt. Wenn sie von Kafka sprach, war es in den Ravensbrücker Jahren nicht so sehr die vergangene Liebesbeziehung, die sie bewegte. Schon in den Jahren ihrer Freundschaft mit dem großen Schriftsteller erfüllte sie vor allen Dingen Ehrfurcht

vor seinem Genie. Und jetzt, fast 20 Jahre später, war es namentlich der Dichter Kafka, den sie beschwor. Aus den seltenen Hinweisen auf ihre Liebe konnte ich allerdings das entnehmen, was der später veröffentlichte Briefwechsel bestätigte. Milena war zu jener Zeit ein junger, gesunder Mensch. Er ist nur natürlich, daß es sie drängte, in dieser Liebesbeziehung an ein Ziel zu kommen. Sie sehnte sich nach Erfüllung. Der kranke Dichter aber war nicht in der Lage, ihr diese Erfüllung zu schenken. Die beiden Liebenden haben sich nur selten getroffen. Milena schilderte diese gemeinsamen Stunden sehr anschaulich. Kafka sprach nur wenig. Er war sehr gehemmt, und seine Unsicherheit war qualvoll anzusehen. Dieser schreckliche Mangel an Selbstvertrauen ist ja auch das charakteristische Merkmal des Briefwechsels.

Milena Jesenska, die schon in den 20er Jahren für verschiedene Prager Zeitungen schrieb, und 1936 Mitarbeiterin am „Přítomnost“, einer linksbürgerlichen Zeitschrift, wurde, war eine der bekanntesten tschechischen Journalistinnen. Mit nie erlahmendem Mut trat diese Tochter des Zahnarztes und Professors an der Prager Universität, Jan Jesensky, für die Sache der geistigen Freiheit ein. Nicht umsonst wählte sie eine Zeitlang als besonderes Arbeitsgebiet das Problem der nationalen Minderheiten in der Tschechoslowakei. Diese Unabhängigkeit des Denkens mag in der Familie gelegen haben, wurde doch im Jahre 1621, wie eine Gedenktafel am Altstädter Rathaus zu Prag heute noch bekundet, ihr Vorfahr Jesenius, ein damals berühmter Arzt und Mitglied des Prager Magistrats, als protestantischer Verschwörer und um einer verbotenen Leichensektion willen zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Milena besaß einen unermüdlich regsamen Geist, den auch die Eintönigkeit und die Qualen des Häftlingsdaseins nicht abstumpfen konnten. Es beschäftigten sie nicht nur politische Probleme, sondern auch entscheidende ästhetische Fragen. Für mich tat sich eine neue Welt auf. Ich hatte mein früheres Leben unter Menschen verbracht, denen es zwar keineswegs an geistiger Regsamkeit fehlte, die aber fast ausschließlich an politischen Dingen interessiert waren. Unsere dauernde politische Aktivität hatte uns nur wenig Zeit gelassen, Probleme, die außerhalb unseres Bereiches lagen, denkend zu ergründen. Milena erschloß mir ein neues Reich. Es ist ebenso seltsam wie bezeichnend, daß mir dieses Reich ausgerechnet innerhalb der Mauern dieser Zwingburg des Ungeistes geöffnet wurde. Der kraftvolle Geist einer Milena Jesenska war nicht zu brechen. Ihr Körper verfiel zu sehends, aber ihr Geist blieb stark bis zum letzten Augenblick. Wir sprachen über Musik, über Malerei. Besonders im Gedächtnis haften mir einige Gespräche über die unterschiedliche Bedeutung von Prosa und Lyrik. Ich pflegte oft und gern dem harmlosen Hang meines Gefühls zur Lyrik nachzugeben. Daher schokierte es mich beinahe, als Milena mit Entschiedenheit behauptete, die Zeit der Lyrik sei vorüber. Sie ließ nur Prosa gelten, und diese wiederum nur in ihrer gerafftesten Form. Ohne unduldsam zu sein, legte sie immer sehr strenge Maßstäbe an. Ihr Stilgefühl war nahezu unfehlbar. Das alles könnte darauf hindeuten, daß sie so etwas wie ein Blaustrumpf gewesen sei. Nein, keineswegs! Die Klarheit der geistigen Sicht, die Fähigkeit zur konsequentesten Logik nahmen ihr nichts von einer warmherzigen, auf eine großzügige Weise charmanten Fraulichkeit. Sie hatte zweifellos einige männliche Züge. Nach dem Einmarsch der Deutschen in Prag saßen die Redaktionsmitglieder der Zeitschrift, für die sie schrieb, verstört und ratlos in einem Kaffeehaus. Als Milena nach kurzer Zeit ein-

trat, rief einer der Redakteure erleichtert aus: „Gott sei Dank, endlich ein Mann!“ Aber das, was als Männlichkeit erschien, wirkte sich niemals peinlich, sondern immer ungemein vertrauenerweckend aus. Diese Eigenschaften gaben ihr im Konzentrationslager eine natürliche Überlegenheit, nicht nur über ihre Mithäftlinge, sogar über das SS-Wachpersonal. Ich erinnere mich an einen Vorfall, der mir tiefen Eindruck machte. Milena hatte sich eines Tages zum Zählappell verspätet. Das war ein schwerer Verstoß gegen die Lagerordnung und konnte sehr gefährlich werden. Ich sah eine SS-Aufseherin auf sie zugehen, um ihr, wie das üblich war, eine Ohrfeige zu geben oder eine Meldung zu machen. Die Aufseherin keifte, aber Milena beschleunigte nicht im geringsten ihre Schritte, sondern ging ruhig auf die Schimpfende zu und sah ihr fest ins Gesicht. Zu meinem Erstaunen hielt die Aufseherin inne, stand einige Sekunden unschlüssig und wandte sich dann besiegt, mit einem halb unbewußten verlegenen Achselzucken ab. An diesem belanglosen Vorfall wurden Milenas grundlegende Eigenschaften sichtbar. Sie besaß Mut und Würde und verlor sie auch nicht angesichts der Schrecken von Ravensbrück.

Milena Jesenska war nach 1930 einige Jahre lang Mitglied der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei gewesen, geriet aber schon bald, wie das bei der Selbständigkeit ihres Denkens nicht anders zu erwarten war, in Konflikt mit der sogenannten Parteilinie und wurde aus der KPdTsch. ausgeschlossen. Als Redakteurin der linksbürgerlichen „Pritomnost“ übte sie leidenschaftliche Kritik an den Terrormethoden der Kommunisten. Als sie nach Ravensbrück kam, bemühten sich die tschechischen Kommunistinnen im Lager trotzdem um sie, möglicherweise, um sie zurückzugewinnen. Erst als ihnen die Freundschaft mit mir bekannt wurde, stellten die Kommunistinnen Milena ein Ultimatum. Sie habe sich zu entscheiden zwischen der tschechischen Gemeinschaft im Konzentrationslager und der „Trotzkistin“ Buber-Neumann. Und Milena traf ihre Wahl, über deren Konsequenzen sie sich von Anfang an im klaren war. Daraufhin wurde sie von den kommunistischen Mithäftlingen mit dem gleichen fanatischen Haß verfolgt wie auch ich. Man drohte uns beiden, daß wir niemals die Freiheit wiedersehen würden, sondern daß man uns am Ende des Krieges, nach der Befreiung durch die Rote Armee, an die Wand stellen würde.

Milena arbeitete im Krankenrevier und hatte eine Statistik über die geschlechtskranken Häftlinge zu führen. Es waren meistens die sogenannten Asozialen, arme, gescheiterte Geschöpfe. Milena hat viele von ihnen durch ihre Tätigkeit gerettet, indem sie Blutproben, die nach Berlin zur Untersuchung geschickt wurden und dann zu ihr zurückkamen, fälschte. Sie ließ z. B. positive Lueskranke einfach negativ werden, denn syphilitische Häftlinge waren unter den Lagerbedingungen meist zum Tode verurteilt. Entweder gingen sie an den barbarischen Kuren zugrunde oder sie wurden als sogenannte „Unheilbare“ ins Gas geschickt. Bei jeder solcher Fälschung wagte Milena natürlich ihr eigenes Leben.

Im Winter 1941 machte Milena den Versuch, unserer gemeinsamen Freundin Lotte, einer deutschen politischen Gefangenen, zur Entlassung aus dem Lager zu verhelfen. Lotte war schon vier Jahre eingesperrt und bei sehr schlechter Gesundheit. Da man 1940/41 Tuberkulosekranke noch aus dem Konzentrationslager entließ, verschaffte Milena Lotte einen gefälschten positiven Sputumbefund und veranlaßte, daß sie in die Tb-Station eingeliefert wurde. Der Entlassungsantrag wurde ordnungsgemäß gestellt, und wir warteten voller Spannung auf den Erfolg, sahen Lotte schon in der Freiheit.

Gerade in dieser Zeit begann die SS, die sogenannten Krankentransporte zusammenzustellen. Angeblich schaffte man die nicht voll Arbeitsfähigen in ein anderes Lager, in Wirklichkeit aber wurden sie alle umgebracht. Und in der Tb-Station saß unsere Freundin Lotte. Milena zerquälte sich in Selbstvorwürfen. Aber sie ließ es nicht dabei bewenden. Sie setzte ihre ganze Energie ein, um sie zu retten, und erreichte es, daß Lotte von der Liste des Krankentransportes gestrichen und so vor dem sicheren Tod gerettet wurde.

Jeder, der die Konzentrationslager kennengelernt hat, weiß, wie schwer, ja fast unmöglich es war, durch alle Erniedrigungen hindurch Würde und Mut zu bewahren. Er wird sich aber auch erinnern, von welcher Bedeutung die ganz wenigen Häftlinge für ihre Leidensgenossen werden, die sich auch in der demütigendsten Situation solche Größe und solchen Freimut zu bewahren wissen. Sie sind die Stützen der Erliegenden. An ihnen richten sich die Schwachen wieder auf. Es mag sein, daß diese Eigenschaften gerade im Lager überdimensionale Größe annehmen.

Aber nicht nur im Konzentrationslager hat Milena solch beispiellosen Mut bewiesen. Vor ihrer Verhaftung in Prag half sie nach dem Einmarsch der Deutschen tschechischen Fliegern und Offizieren unter Einsatz des eigenen Lebens zur Flucht ins Ausland. Außerdem gab sie eine Widerstandsschrift heraus. Als Milena erfuhr, daß die Deutschen jüdische Menschen zwangen, einen gelben Stern zu tragen, heftete sie, die Nichtjüdin, sich einen solchen Stern an und ging damit demonstrativ durch die Straßen. Damals hoffte sie, die übrige Bevölkerung zu der gleichen Protestaktion bewegen zu können. Sie wurde aber enttäuscht.

Auch die Mahnungen ihrer Freunde, die ihr rieten, die Widerstandsarbeit abubrechen und ins Ausland zu fliehen, schlug sie in den Wind. Sie glaubte, die Leidenden und Kämpfenden nicht im Stich lassen zu dürfen. Diese Entschlossenheit bezahlte sie mit Jahren der Haft, mit einer qualvollen Krankheit und schließlich mit dem Tode.

Milena Jesenska, die Freundin Franz Kafkas, hat die Befreiung nicht mehr erlebt. Am 17. Mai 1944 starb sie an den Folgen einer eitrigen Nierenentzündung. Bis zum letzten Atemzug ließ sie die Hoffnung nicht sinken. Sie starb mit der gleichen großherzigen Tapferkeit, mit der sie gelebt hatte.

Der Berliner Anatomie wurden nach einer Mitteilung des Direktors Prof. H. Stieve insgesamt 269 in Berlin hingerichtete Frauen und Mädchen überwiesen. Verschiedene dieser Frauen hatten in der Gestapohaft Kinder geboren, die man ihnen vor ihrem Tod wegnahm.

(Günther Weisenborn: „Der lautlose Aufstand“, 2. Aufl.
Hamburg, Rowohlt Verlag)

Nachtbilder von Berlin

Schloßstraße und Badewanne. „Taxibal“ steht an der Stirn der grün-gelben Wagen, die fünf Minuten vor zwölf die Schloßstraße in Steglitz herunterrasen. Soldaten in Khaki, erhitzt und ärgerlich über den frühen Zapfenstreich, eilen in die Kasernen, beneiden die Kameraden in Zivil, die noch lange bei ihren Fräuleins sitzen oder in der „Badewanne“, dem Lokal mit dem besten Jazz.

Ein Keller in der Nürnberger Straße, rote Treppe hinunter ein Schaukasten mit vielen lachenden Negergesichtern, Trompeten vor den Lippen, hinter Schlagzeugaufbauten. In der Garderobe schon der elektrisierende Rhythmus. Rohe Holztische, sehr junge Pärchen tanzen auf kleinem Parkett — viel Akrobatik, weniger Erotik. Nachahmung des Vieux Colom-bier, des pariserischen Sproß am Stammbaum des Jazz, gepfropft auf späteuropäische Bohème.

Eckkneipe. Das Laster siedelt woanders. Privat. Und in manchen Lokalen zwischen Nollendorfplatz und Schlüterstraße. Da sitzen zwei in einer Eckkneipe hinter ihrem Bier. Manchmal Lachen, aber Atropin macht ein stumpfes Auge nur toter, Rouge einen überdrüssigen Mund nur gemeiner. Und die östliche Amateur-Konkurrenz verdirbt die Preise.

Tiergarten. Gras, Büsche und Bäume — nachts riechen sie strenger. Auch überm Tiergarten liegt dieser kühlgrüne Duft, obwohl kaum ein ausgewachsener Baum noch steht. Blätter junger Anpflanzungen rascheln und flüstern im Nachthauch. Kein Mensch auf den neugekiesten Wegen, keine Seele vom Knie bis zur Siegestsäule und von der Siegestsäule bis zum Brandenburger Tor. Kaum, daß ein Wagen in der halben Stunde die West-Ost-Achse hinunterfährt. Um eine Zeit, da auf dem Kurfürstendamm Auto an Auto parkt — fünf Fahrminuten von hier.

Am Siegesmahnmal der Russen zwei Wachen mit Tellermütze, Maschinenpistole, weiten Stiefelhosen. Hundert Meter davon ein Zollbeamter in grünem Rock. Rotes Signal: „Achtung, Sie kommen beim Brandenburger Tor in den russischen Sektor!“

Wo einmal in lauen Nächten die Parkbänke so begehrt waren, wo weiße Statuen im Laub hundertjähriger Bäume und gepflegten Buschwerks schimmerten — im Tiergarten lauert heute ein unbestimmtes, unbestimmbares Dunkel. An seinen Rändern funkelten einmal die farbigen, milden Lichter alter Berliner Lokale und die Fenster vieler Gesandtschaften. Heute wird das tote Dunkel nur zerrissen von den grellen Scheinwerfern am Brandenburger Tor. Da höhnt sie herüber, die rote Fahne auf dem Wahrzeichen Berlins.

N a c h t a s y l. Schwer, erschöpft und bang, zu prall von unruhig schlafendem Leben ist diese Nacht in den Fabriksälen am Salzufer, dicht am Landwehrkanal, in einem der Flüchtlingsaufnahmelager. Nachtasyl. Das trübe blaue Notlicht über den dreistöckigen Betten, die graue Wäsche am Fenster, das Stöhnen und Wälzen vieler, zu vieler Leiber unter rauen Decken. Kinder weinen leise auf, Notdurft, Gerüche, die Säle niedrig, die Fenster zu eng, der Boden zu hart und zu schmutzig. Die Luft in diesen Sälen ist schwer von vielem, von quälendem Träumen. Hier hockt in den Winkeln die überstandene Angst und daneben der bleiche Schemen zager Hoffnung. Die Nacht, die Nacht, Finsternis über den Menschen, Finsternis in ihnen, aus ihnen. Der Alpdruck über Berlin, hier herrscht er unumschränkt und würgt seine Opfer.

F u n k t u r m. Wo man auch bei Nacht auf ein Berliner Dach steigen mag, auf einen höheren Balkon: immer grüßt er herüber, der schlankere Bruder des Eiffelturms, unser Funkturm. Auf Drittelhöhe die Zeppelinfenster des Restaurants, oben, 300 m, die Aussichtsplattform.

Diese rote Markierung dort drüben, die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, ihre Ruine. Hier das bunte Lichterband: die Schloßstraße in Steglitz. Da, der stumpfdunkle Fleck mit den geometrischen Lichtstickereien: Tempelhof. Ruhig kurven die letzten Verkehrsmaschinen herein. Wir haben als Kinder gelesen von einsamen Europäern auf südlichen Atollen; wie die dem Postschiff entgegenhofften und — bangten. Es ist unser Gefühl. Jede Maschine der British European Airways, der Air France, der Pan-American Airways, die herein- oder herausschwebt, ist so etwas wie ein Postschiff für uns Verschlagene.

Der Rhythmus dieser Stadt, das „Berliner Tempo“, ist noch in aller Dunkelheit zu spüren, bis hier herauf, auf den Funkturm. Er hat, dieser Rhythmus, etwas von der kühl-gesunden Luft, von dem hellen Himmel, der trotzigen Vegetation der märkischen Landschaft. Das ist nun alles versunken für Stunden, liegt stumm in unruhigem Schlaf.

F u n k s t r e i f e n w a g e n. Blanke Ledergamaschen und schwarzer Tschako, so steht am Columbia-Damm die Wache vor dem Tor in der roten Backsteinmauer. In einem der vielen Gebäude der alten Polizeikaserne dicht am Tempelhofer Feld ist das Gehirn des Funkstreifenwagendienstes: die Funkbetriebszentrale der Berliner Schutzpolizei. Man stellt sich so etwas vor wie die Fernsprechzentrale einer Armee. Aber dieses Gehirn, das für die Sicherheit von zweieinhalb Millionen Westberliner arbeitet, hat wenige Windungen. Zwei kahle Kasernenstuben, in der einen vier Mann, die die 01-Anrufe aufnehmen, und der Funkbetriebsleiter; in der anderen zwei Wachhabende und vier Mann, die mit den Streifenwagen im Funksprechverkehr über Ultrakurzwelle stehen. 22 Uhr 10: Dreizehnjähriger Junge seit Mittag vermißt, Motiv Angst vor Strafe; Schulranzen an der Havelchaussee gefunden, Wasserpolizei verständigt. Das steht auf einem der Protokolle, die angelegt werden über jeden Einsatz. Drei- bis viertausend sind es im Monat, also 130 etwa pro Tag.

Die Rufnummer 01 ist ein Begriff in Berlin, vor allem für politisch Gefährdete. Schon mancher Menschenraub, mancher Verschleppungsversuch konnte durch Funkstreifenwagen vereitelt werden. Die dunkelblauen Volkswagen mit Antenne und Suchscheinwerfer gehören zum Berliner Stadtbild, besonders zum nächtlichen. „In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend ist am meisten los“, sagt der Chef der Funkbetriebszentrale, ein freundlicher Riese. „Freitag ist Lohntag.“ Im Gehirn der Polizeiaufsichtsorgane registrieren sich ganz von selbst die Lebensgewohnheiten, die kleinen und großen Tragödien der großen Stadt. Aber auch die Komödien. 01-Anruf: „Meine Frau bedroht mich mit dem Feuerhaken! Helft mir!“ Und auch die kleinen, die ganz kleinen Glücksfälle des Lebens; Funkstreifenwagen Berta 31 meldet: „Unfallruf Damaschkestraße aufgeklärt. Abgestürzt war Katze vom Dach eines dreistöckigen Hauses. Tier unverletzt geborgen.“

„Danke, Ende“, sagt der Sprecher in der Funkbetriebszentrale, und das erste Mal in dieser Nacht, die für ihn 12 Stunden hat, lächelt das angestrengte Gesicht über dem Formularblock.

Blumen. Hinter messinggerahmtem Glas träumen Blumen. Die geschnittenen welken rasch in ihrem Wasser und sehen schon tot aus im Neonlicht, das von der Straße her auf sie fällt. Die in Töpfen schlafen nur, sind eingerollt zum Teil, in sich gekehrt, stummer noch als tags, wenn die Farben der Blüten sprechen und das Grün der Blätter. Die Orchidee sieht noch verwunderter aus als sonst, hinter dem Glas, vor dem ihr eine nördliche Nacht liegt. Nelke und Rose, gleichgültig schön, stehen steif zum Verkauf.

Clay-Allee. Zwischen hochstämmigen Kiefern weiße Wohnblocks. Viele große Wagen parken auf den bequemen Zufahrtsstraßen. Alle münden in die Clay-Allee. Westberlins modernste Straße verbindet Zehlendorf-Dahlem mit Schmargendorf-Grunewald, den Südwesten mit dem Nordwesten. Dunkelblauer Asphalt in hellgrünem Rasen, so trennen die breiten Fahrbahnen die westlichsten Wohnviertel Berlins vom Grunewald.

Nach dem amerikanischen General der Blockadezeit, Lucius D. Clay, ist sie genannt, und sie führt an HICOG vorbei, dem Hauptquartier der Amerikaner in Berlin. Ein Negersoldat steht Wache auf einem Podest, weißes Tuch um den Hals, weiße Schnürsenkel in den Halbstiefeln, weißer Helm. Die Verkehrsschilder sind hier zweisprachig. Amerikanische Kirchen und Schulräume, amerikanische Bars und Restaurants. Und die Farben der Beleuchtung, ja die Luft dieses Stadtteils erinnern an Wohngebieten von Long Island oder Oakland Bay.

Am Großen Fenster. Ein runder weißer Mond über silberschwarzem Wasser mit Schilf und knorriger Kiefer zur Seite, ein einsames Boot mit der Silhouette des Anglers in der Mitte des Bildes — diese chinesische Tuschzeichnung ist zu sehen um zwei Uhr nachts am Großen Fenster, einem Punkt der Havelchaussee mit besonders guter Aussicht. Bodennebel und das große Schweigen der Nacht.

Alles wird zerrissen plötzlich durch einen vorschriftsmäßigen Schlachtenlärm, der „schlagartig“ einsetzt. Mittlere Artillerie, leichte Infanteriewaffen, Handgranaten. Dazu Leuchtkugeln. Die alliierten Streitkräfte Westberlins haben Manöver. Bis in die grünen Wohnviertel ist der Lärm zu hören. Mancher Berliner wacht auf, ist beunruhigt. Die Nacht macht Unwahrscheinliches wahrscheinlicher. Versäumte man nicht die letzten Abendnachrichten? Sollte vielleicht ganz plötzlich . . .

N a c h t r e g e n. Nachregen regnen hören. Frische und Kühle atmen zum Fenster herein. Jedes Blatt, jeder Halm streckt sich. Wenn der Schauer vorbei ist, tropft es noch lang von den Ästen und Nadeln der Kiefern vorm Haus. Nachtschattenblau und blank der Asphalt der Vorstadtstraße. Reingewaschen selbst das weiße Licht der Gaslaterne. Wie dunkelrot lackiert glänzt das tiefgezogene Dach des Hauses gegenüber durchs nasse Grün. Ein Taxi gleitet vorbei, glitschende Reifen. An der Ecke vorn singt der Motor auf. Da kommt ein neuer Schauer. In langen feinen Schleiern streicht der Regen über die große Stadt, Lärm ertrinkt, Staub und Schmutz werden abgewaschen, alle die Lichter der Nacht strahlen sanfter, gebrochen, verhangen. Kühle und Frische atmen zum Fenster herein. Nachregen regnen hören.

Glaubt ihr, man könne kosten vom Gemeinen?
Man muß es hassen, oder ihm sich einen.
Und tränkst du heute Götterwein,
— Jüngst noch Genosse schmutz'ger Zecher —
Du schenkst ihn auf die Hefen ein,
Die dir dein Gestern ließ im Becher.

Grillparzer

Streit

*„ . . . Jetzt ist der Streit entbrannt!
Gestatten Sie, daß ich ihn mitgenieße
Und rasch noch etwas Öl ins Feuer gieße.“
Wedekind: „Franziska“.*

Empedokles von Agrigent meinte, Liebe und Streit seien die Triebkräfte allen Lebens; durch Liebe und Streit bildete sich aus den vier Elementen (immer aufs neue) die Welt.

Von der Liebe ist oft, wenngleich, so scheint es, noch immer nicht oft genug, gehandelt worden. Es ist ein unendliches Thema. Befassen wir uns mit dem endlichen: dem Streit.

„Ich vergelte nie gleiches mit gleichem“, sagte mit Überzeugung Vitruv, der sich gerne selbst betrog.

„In der Tat“, meinte jemand, der dies hörte, „als ihn Orsippos am kleinen Finger verletzte, ging er hin und stach ihm das Auge aus.“

Manche Menschen, die im Leben der Völker alle Gewaltsamkeit verabscheuen, ja, die diese nicht genug verurteilen können, wären erstaunt, wenn man sie darauf hinwiese, daß sie in ihren Privatfehden alle Methoden eines Machiavelli oder Castruccio Castracani anwenden; und der Unglückliche, der es ihnen sagte, könnte sicher sein, von ihnen so lange gepeinigt zu werden, bis er bekennte, sie, die Peiniger, seien sanftmütig, wohlwollend, mild und urban.

„Was kümmert es den Mond, wenn ihn die Hunde anbellern . . .“

Gewiß. Was aber, wenn jemand, der sich für den Mond hält und ganz besonders erhaben dünkt über die kleinen Kläffer, immer wieder treuherzig zurückbellt? Es ist — zumindest — ein trauriger Mond . . .

Dem Thersites, der ihn, wie so oft schon, geifernd beschimpft hatte, sandte Achilleus, damit er vor seiner eigenen Häßlichkeit und Gehässigkeit erschrecke, einen Spiegel. Vergebens. Thersites beanstandete nur, daß es kein goldener, sondern bloß ein bronzener Spiegel war, und fand sich samt seinem bösen Blick und seinem hämischen Mund darin schön, sauber, bedeutend und wohlgefällig.

Es ist ein komischer Anblick, wenn jemand, der wenig Talent hat, einem anderen vorwirft, daß er kein Genie ist.

„Er ist ein so gemeiner Kerl“, sagte Aristipp, „daß mir nur übrig bleibt, mich mit ihm auszusöhnen und ihn für alles, was er *mir* antat, um Entschuldigung zu bitten.“

Aus einem Besserwisser wird auch dann noch kein Lehrmeister, wenn er „Lektionen erteilt“.

Manche glauben den Gipfel des Witzes und der Satire erklommen zu haben, wenn sie in ihrer Polemik einen „Hans“ — schlechthin vernichtend — Hänschen nennen.

Es verrät ein bewunderungswürdiges Maß an Selbsttäuschung, wenn jemand ein umfangreiches Pamphlet verfaßt, das Produkt tagelangen Fleißes und Ärgers mit faustdick aufgetragener Nonchalance als „das Werk einer müßigen Stunde“ bezeichnet und es mit allen Injurien spickt, deren ein heilloser Choleriker in der Erregung fähig ist, und alles das zu keinem anderen Zwecke als — um dem Angegriffenen zu erklären, er solle sich nicht einbilden, daß man „solch eine Mücke wie ihn anfeinde . . .“

Das älteste, zweifellos schon in kretisch-mykenischer Vorzeit bekannt gewesene Kampfmittel bei literarischen Streitigkeiten ist die Verdrehung und Verfälschung dessen, was der Anzugreifende irgendeinmal geschrieben oder, noch besser, nur gesagt hat, die böswillige Verschiebung der Nuancen, das absichtliche Mißverstehen und, nicht zuletzt, die markt-gängige Vergröberung.

Ein Beispiel aus reicher Fülle: Hat jemand einmal geäußert, ihm sei unverständlich, wieso ein Autor von so subtiler Sprachbeherrschung wie Sigmund Freud sich nicht von gewissen Austriazismen (wie „vergessen an“ usw.) befreite, so wird der geschickte Polemiker — entrüstet und jeder Ton ein falscher — aufschreien: „Er, der sich erdreistet, just einem Sigmund Freud vorzuwerfen, er sei ein schlechter Stilist . . .“ (Das aufrechte „just“ und das verehrungsvolle „einem“ erfreuen sich, nebenbei bemerkt, in trivialen Pamphleten besonderer Beliebtheit.)

Die Praktiken der literarischen Polemik sind nicht unähnlich denen, mit deren Hilfe die Prokuratoren Robespierres ihre Opfer auf die Guillotine brachten.

„Ich Esel!“ ließ einmal ein Autor seinen Helden (der keiner war) ausrufen. Das nahm ein Polemiker zum Anlaß, ihn, den Autor, selber Esel zu titulieren — mit der plump-vertraulichen Begründung: „Man wird doch einen beim Wort nehmen dürfen!“ Der Witz dieses Biedermannes gemahnt an die ehrbaren Ladnerinnen jener deutschen Kleinstadt, in der man einmal Lope de Vegas „Ritter vom Mirakel“ aufführte. Als anderen Tags die Darstellerinnen der Dämchen, die, nach Meinung der sittenstrengen Zuschauerinnen, dem Verführer allzu leicht erlegen waren, in den Geschäften des Städtchens zum Einkauf erschienen, erklärten die Ladeninhaberinnen: „Solchen frivolen Wesen wie Ihnen verkaufen wir nichts!“

Es gibt eine Art Polemiken, die — Anbiederungsversuche von rührender Untauglichkeit — an jenen Preußenkönig erinnern, der mit dem Krückstock auf das Volk einschlug und rief: „Ihr sollt mich lieben, Kanaillen!“

Der Essay — sonst und heute

Auf den ersten Blick scheint es ein unsinniges Unterfangen: in einen Rundgang durch die derzeitigen Erscheinungsformen unserer Literatur auch den Essay einzubeziehen. Der Rundgang soll ja nicht in ein Museum führen; er soll nicht so sehr Bestandsaufnahme sein mit Namensaufzählung und Werksanalyse, vielmehr Betrachtung der speziellen Problematik, Hinweis auf das Mögliche und Nicht-mehr-Mögliche, auf das Erreichbare und Noch-nicht-Erreichte. Und einer solchen Betrachtung gegenüber scheint der Essay verhältnismäßig immun; er scheint der Sünde und der Verantwortung gewissermaßen lediger, als Roman und Gedicht und vollends Drama es sind, da sich für ihn die Aufgaben, so meint man, nicht so unmittelbar ergeben. Zumal in Deutschland meint man so. Wir halten ja gemeinhin den Essay nicht für einen primären Bestandteil der Literatur, sondern für ein Glied zweiter Ordnung — für einen Epizykel, dessen wirre Kurven vom Kreislauf der „eigentlichen“ Literatur zwar abhängen, ihm aber nicht angehören. Primäre Verantwortung, primäre Problematik (etwa hinsichtlich vorhandener oder nicht vorhandener „Zeitgemäßheit“) gibt es in einem solchen Fall nicht. Vielmehr kann ein so abhängiger Geselle wie der Essay immer nur Fleisch vom Fleische seiner Nährmutter, der „eigentlichen“ Literatur, sein — allenfalls faules Fleisch, wenn sie aus solchem besteht. Die öffentliche Meinung ist deshalb auch gerecht genug, in der Regel keine Vorstellungen über die Nichtswürdigkeit der zeitgenössischen Essayisten zu erheben. Wenn sie die moderne Literatur anprangert, so meint sie die Dichter, Dramatiker und Erzähler.

Nun ist nicht zu leugnen, daß sich der Essay auch bei völlig seriöser Betrachtung in einer anderen Situation befindet als die genannten Literatur-Gattungen. Er steht unter einem anderen Rhythmus; seine stilgeschichtliche Entwicklung vollzieht sich nicht so jäh, wie sie namentlich beim Roman, bei der psychologischen Erzählung und beim Schauspiel in den letzten Menschenaltern vonstatten gegangen ist — wenn auch nicht so schildkrötenhaft langsam wie bei der Novelle. Erschütterungen, wie sie sich für Drama und Erzählung ergeben haben, als beispielsweise in früherer und späterer Zeit die Ich-Form, das Naive und das Sentimentalische, die Gesellschaftskritik, die Psychoanalyse, die filmische Überblendung, die Zeitenvertauschung — jeweils als stilbildende Momente! — übernommen wurden, sind dem Essay erspart geblieben. Er bewegt sich im großen und ganzen noch auf den herkömmlichen stilistischen Gleisen; auch in den Sprachen, in denen der Essay als primäres Literaturprodukt gilt, verhält es sich so. Nebenbei bemerkt ist diese stilistische Beständigkeit des Essays — die wir freilich nicht für gottgegeben halten wollen und die sich sehr wohl auch ändern könnte — ein ziemlich starkes Argu-

ment gegen die Auffassung, der Essay sei nur ein Derivat der „eigentlichen“ Literatur. Es wäre seltsam, wenn er an deren stilistischen Aus schlägen dann so wenig teilnähme.

Jedenfalls besteht von der Stilkritik her wenig Anlaß, an eine besondere zeitbedingte Problematik des Essays zu glauben. Wer heute in deutscher Sprache Essays schreibt, kann sich, mit gebührender Bescheidenheit, den Vorfahren Wieland oder Lessing näher verwandt, von ihrem stilistischen Erbeil kräftiger ernährt fühlen als der Romanschreiber oder Dramatiker vom Vorbilde desselben Wielands oder Jean Pauls oder Schillers. Entsprechendes gilt, wenn wir in großen Generationssprüngen sagen wir über Heine, Hillebrand, Hofmiller, Kassner (oder wie immer man die Steine setzen will) unserer Gegenwart näherteilen: immer sind die trennenden Schwellen weniger hoch, die Demodiertheiten weniger kraß, die Kollegialitäten, möchte man beinahe sagen, intimer und selbstverständlicher als bei den anderen Literaturgattungen. So daß also, wenn wir Essayisten vom Kaliber der Genannten nicht besitzen, die „Schuld“ nicht bei der Zeit und ihren besonderen Gegebenheiten liegen würde, sondern beim allgemeinen Talentschwund. Aber ist das nicht ein Fehlschluß? Rechtzeitig fällt uns ein, daß Kassner noch lebt; dennoch ist er in unserer Mitte wie ein Mythos, und seine Altersgenossen Hofmiller und Hofmannsthal sind gleichfalls Mythen: zwar noch gekannt, vielleicht auch gelesen, in ihrer Eigenschaft als Essayisten aber existentiell unwahrscheinlich geworden und nicht mehr nachvollziehbar. Das Äußerste, was wir in dieser Hinsicht noch zuwegebringen, ist — die Namen stehen stellvertretend — die Existenz Benn, die Existenz Jünger, die Existenz Hohlhusen. Keiner dieser Männer aber trägt in unserem Bewußtsein die Marke „Der Essayist“. Sie ruhen alle auf einem Fundament allgemein dichterischen Ansehens, und zwar nicht, weil ihre dichterische Substanz so deutlich übergewichtig wäre (das kann erst die Zukunft erweisen), sondern weil sich offenbar etwas geändert hat mit dem Ergebnis, daß eine Primär-Existenz als Essayist nicht mehr in Frage kommt, auch wenn die sachliche Anwartschaft dazu vorhanden wäre.

Das ist ein bemerkenswerter Befund. Ob er sich auf die deutsche Literatur beschränkt oder weiterreicht, ist von hier aus schwer zu entscheiden, da über solche Dinge auch eine gründliche internationale Belesenheit (wie sie der Verfasser nicht besitzt) keinen genügenden Aufschluß vermittelt. Immerhin möchte man aus dem Wirken von Männern wie Eliot, Nicolson, Spender, Grigson, Day Lewis, Pritchett in England — um nur aufs geradewohl eine Reihe von Namen aufzuzählen — den Schluß ziehen, daß dort der Existenz des Essayisten noch größere Wirklichkeit eignet. Es ist dabei nicht in erster Linie an das Materielle gedacht. Aber auch dies muß erwähnt werden, daß ein Broterwerb durch Essayistik in Deutschland kaum denkbar erscheint, während er in England offenbar noch im Bereich des Möglichen liegt. Die speziell literarischen Zeitschriften, die dem Essay eine Heimstätte bieten, sind zwar in England nicht weniger zusammengeschmolzen als bei uns (siehe den Schwanengesang von Eliots „Criterion“ bereits im Januar 1939!) — indessen räumt die politische Tages- und Wochenpresse und, soviel man sieht, auch der Rundfunk der

essayistischen Aussageweise eine Menge Platz ein. Es ist dies die erfreuliche Kehrseite des stets von neuem bemerkenswerten Umstandes, daß die englische Presse die Einrichtung des Feuilletons nicht kennt. Ein gewisser Verzehr essayistischer Gestaltungskraft, der in den deutschsprachigen und wohl auch in den romanischen Ländern unablässig vom Feuilleton ausgeübt wird, könnte mit dafür verantwortlich sein, daß der Essay als selbständige Kunstform heute zwar sicher noch zustandekommt, aber vom öffentlichen Bewußtsein nicht mehr registriert und schon gar nicht als Grundlage einer respektablen literarischen Existenz anerkannt wird.

Mit dem Stichwort Feuilleton kommen wir andererseits der Problematik des Essays deutlich auf die Spur. Nicht nur daß der Essayist heute den einigermaßen lukrativen Ort seines Auftretens im Feuilleton der größeren Tageszeitungen suchen muß, es scheint auch vom Stoff und vom Wesen her eine größere Annäherung zwischen den beiden Formen eingetreten zu sein. Unter einem Feuilletonisten kann sich unser öffentliches Bewußtsein schon viel eher etwas vorstellen, und obzwar es Meister des Feuilletons in unserer Mitte vermutlich noch weniger gibt als Meister des Essays, wird man eher geneigt sein, den Mann, der „unterm Strich“ für die Zeitung schreibt, als schriftstellerische Primär-Existenz gelten zu lassen, als jenen weithin unbekannten Anachoreten, den Essayisten. Die Firmentafel PEN, die in ihrem Mittelstück die Essayisten aufführt, müßte in deutscher Übersetzung, um aktuell zu sein, DFR lauten: Dichter-Feuilletonisten-Romanschreiber.

Man verstehe die Bemerkung nicht nur als Scherz. Es steckt die Beobachtung dahinter, daß in der Tat eine Denaturierung des Essays stattgefunden hat — es ist schwer zu sagen, seit wann. Als Eliot jenes vorhin erwähnte Abschiedswort an die sechzehn Jahre lang von ihm geführte Zeitschrift schrieb, sagte er, ein bestimmter Enthusiasmus, der ihn beflügelt habe, sei in ihm erloschen, und er fühle sich deshalb nicht länger imstande, ein Organ aufrechtzuerhalten, das als „a local forum of international thought“ gedacht gewesen sei. Eben dies könnte das Schicksal des Essays in unserer Zeit sein: denn er ist in seiner klassischen Form ebenfalls ein lokaler Umschlageplatz internationalen Geistes — während das Feuilleton vergleichsweise ein Umschlageplatz in der Luft liegender Geistesblitze ist: eine mit Stimmungswerten, Anspielungen und atmosphärischen Reizen arbeitende Kunstform, die in kleiner Münze zahlt und ihr Publikum grundsätzlich in größerer Nähe sucht als der mehr ins Weite strebende Essay.

Wir hoffen damit nicht eine Form gegen die andere ausgespielt oder zurückgesetzt zu haben. Wir versuchen nur anzudeuten, in welcher Richtung sich der Essay entwickelt, wenn er mit dem Feuilleton eine von der Zeit offenbar geforderte, aber doch wohl als Mesalliance zu bezeichnende Verbindung eingeht. Nicht als ob die künstlerische Qualität, nicht als ob die inhaltliche Mächtigkeit darunter litte. Gerade auf den Grenzbezirken von Feuilleton und Essay — das müssen selbst Lobredner der guten alten Zeit zugeben — wird heutzutage besser und bestimmt raffinierter geschrieben als früher, und ebenso verschmäht das Feuilleton von Hause aus kein einziges von den Stoffgebieten des Essays, es sei denn die fach-

gelehrte Spezialabhandlung, die aber auch früher zu Unrecht als Essayist mitunterschlüpfte. Vermöge seiner größeren Beweglichkeit, Ansprechbarkeit und Nervosität müßte das Feuilleton sogar stofflich einen anregenden Einfluß auf den Essay ausüben; das sieht man schon beim Ahnherrn-Bräutvater der Verbindung, bei Heinrich Heine, und es erweist sich täglich am Beispiel exzellent geschriebener deutscher Prosastücke, in denen die erdenklichsten Gegenstände mit soviel Weltmännlichkeit des Stils, soviel Gedankenweite und soviel Universalität der Bildung behandelt werden, daß man zögert, diese Preziosen „nur“ als Feuilletons anzusehen und nicht doch dem deutschen Essay zugute zu rechnen.

Dennoch unterscheiden sich diese Arbeiten, als deren Meister etwa Radecki und Sieburg gelten mögen, vom Essay alten Stils durch einige charakteristische Wesenszüge. Sie sind — ob es den Verfassern bewußt ist oder nicht; aber sicher ist es ihnen bewußt, denn es sind kluge Leute — sie sind von vornherein für den Ort und für den Wirkungskreis geschrieben, an dem sie in Erscheinung treten werden: eben fürs Feuilleton. Es wäre unsinnig zu sagen, sie seien „für den Tag“ geschrieben. Jede schriftstellerische Arbeit ist *auch* für den Tag, keine ist absichtlich *nur* für den Tag geschrieben — und die Aufsätze, von denen die Rede ist, sind schon durch die Sorgfalt ihrer Diktion darauf berechnet, daß sie auch noch nach Jahr und Tag lesbar bleiben und Bestandteile eines Buches werden können. Aber ihr Entstehen ist mitbestimmt, es ist wohl in den meisten Fällen unmittelbar verursacht von dem Bewußtsein eines vorhandenen Bedarfs, von der Existenz einer befreundeten Redaktion, von einem „Auftrag“, von Zeitungslektüre, von der Macht, die man „Aktualität“ nennt, und von deren Tendenz- und Schlagwort-Gerinneln. Es handelt sich, kurz gesagt, um politisch und gesellschaftlich bestimmte Literatur — und seltsamer- oder nicht seltsamerweise scheint, wenn nicht Feindschaft, so doch eine Dornenhecke gesetzt zwischen ihr und dem wirklichen Essay.

Dieser nämlich, glauben wir, teilt mit der großen schöpferischen Literatur die Eigentümlichkeit, daß er *sui generis*, man muß gerädezu sagen: *suae majestatis* ist. Die königliche Vollzugsformel des Absolutismus „*Car tel est notre plaisir*“, diese gewagteste Verknüpfung von Willkür und Notwendigkeit, bezeichnet — mehr vielleicht noch als beim Entstehen eines Werkes der Erfindung — Entstehungsgrund und Legitimation eines großen Essays. Er entspringt wahrhaftig in einem sehr hohen Sinn dem „Belieben“ — dieses Beliebens Nährschichten aber sind in erster Linie Verliebtheit in einen Stoff, souveräne Vertrautheit mit ihm und die, nur einem Verliebten verständliche Scheu, sich *ex professo* gerade über diesen Stoff zu äußern. Dies letzte ist das Wichtigste. Es schließt alles noch so hochverdienstliche fachmännische Kärrnertum von der großen Essayistik aus und verleiht dieser ihre eigentümliche Intimität, Versponnenheit und aristokratische Volkstümlichkeit. Kein Widerspruch dies zuletzt Gesagte: da der Essayist nicht auf Geheiß der Aktualität und der breiten Masse schreibt, sondern nur ungern und gleichsam zögernd ein Geheimnis preisgibt, kann er es sich leisten, den höchstpersönlichen Ton anzuschlagen, den man in seinen vier Wänden anwendet und der, eben weil er keine Rücksicht auf den Zuhörer nimmt, diesem am einfachsten verständlich ist.

Es ist nicht anders zu erklären, daß fast alle großen und dauerhaften Essays aus älterer und neuerer Zeit sich mit ganz „unaktuellen“, eigenbrötlerischen Gegenständen befassen. Das gilt von De Quinceys Abhandlung über das Klopfen an der Wand in „Macbeth“; es gilt von Kassners Essay über eben diesen De Quincey; von Hofmannsthals Betrachtung über Tausendundeine Nacht oder über den Begriff der Desinvoltura. Dazu kommt dann jene Aussageweise einer höchstpersönlichen Vertrautheit mit dem Stoff: bald weitschweifig, bald stichwortartig, immer aber offenkundig nach innen gewandt. In dieser Aussageweise, mehr als in der Themenwahl, unterscheidet sich der vom Feuilleton beeinflusste Essay am deutlichsten von seinem Vorfahren. Setzen wir zum Vergleich zwei Essay-Anfänge nebeneinander. Hofmillers „Thoreau“ aus dem Jahr 1907, frisch wie am ersten Tage, beginnt: „Der Reisende, der vom Bostoner Nordbahnhof in den kanadischen Zug einsteigt, fährt zuerst an Waltham vorbei, dem Hauptorte der amerikanischen Taschenuhrenindustrie.“ So breit, liebevoll-lokal („a local forum of international thought“) schreibt der Autor, der, wohlverstanden, nie in Berlin, geschweige in Nordamerika gewesen ist. Und nun der Anfang eines glänzenden Aufsatzes (von Holthusen) über ein zeitgenössisches Thema von 1954: „Eingesperrt in Berufe, Büros, Achtstundentage, kleine, aussichtslose, vergitterte Existenzen, eine ruhelose Masse zeitgenössisches Dasein als ein ständiges Dürsten und Nicht-Haben, ein Millionenheer von liebesgieriger Jugend: für sie arbeitet die Industrie des Vergnügens...“. So der Essayist von heute, der die ganze Welt, wenn nicht bereist, so doch technisch und intellektuell um sich versammelt hat und der gar nicht mehr anders kann, als diese seine Situation stofflich wie stilistisch in seine Arbeit einzubringen — *car telle est la contrainte du temps*.

Wohl mag in dem abgekürzten Nebeneinander eine Ungerechtigkeit liegen, und wir verkennen nicht, daß ein Autor, der 20 Druckseiten der Süddeutschen Monatshefte zur Verfügung hat, eine andere Stilgebärde entfalten kann als ein Feuilleton-Mitarbeiter von heute auf einem halben Zeitungsblatt. Aber auch Arbeiten, denen man Entfaltungsmöglichkeit jeder Art gelassen hat (etwa Jüngers Betrachtungen über die Vokale), sind doch bei aller thematischen Spezialisierung in ihrem Vortrag viel ichbewußter und ebendarum weniger souverän, viel mehr auf die „Zeit“ zugeschrieben, auch wo sie sich hochmütig und fachlakonisch von der Zeit abzuwenden scheinen. Es muß noch einmal betont werden, daß es hier nicht um Wertungen geht, sondern um Charakterisierung und um den Versuch festzustellen, ob wir des Essays noch mächtig sind. Das „Auf-die-Zeit-Zuschreiben“ — in bewußt und freudig übernommenem Engagement, oder auch in scheinbarer Abkehr — ist ein Schicksal des Schriftstellers und braucht ihn nicht zu entmutigen, selbst wenn er sich, in Ermangelung eines besseren Wortes, im Kürschner mit schlechtem Gewissen nach wie vor als Essayisten bezeichnet.

Doch sei auch dieses schlechte Gewissen gesegnet. Es gibt zu erkennen, daß der Betreffende über seine Situation nachgedacht hat und daß ihm die Reinheit der Norm noch nicht verloren gegangen ist. Sechs Jahre nachdem er sein lokales Forum des internationalen Geistes aufgegeben

hatte (und übrigens im letzten Kriegswinter, als die Aktualitäten des Tages gewiß auch in England andere Betrachtungen nahelegten), schrieb T. S. Eliot, von Vergil sprechend, die folgenden Sätze: „In unserer Zeit, wo die Menschen mit immer größerer Vorliebe Weisheit mit Wissen und Wissen mit Informiertheit verwechseln und Lebensfragen mit den Mitteln einer technisch-mechanischen Begriffswelt zu lösen suchen, entsteht allgemach eine neue Art des Provinziellen. Es ist eine Provinzialität nicht des Raumes, sondern der Zeit; eine Provinzlerhaftigkeit, für die die Geschichte nichts weiter ist als eine Chronik menschlicher Planungen; eine Provinzlergesinnung, der zufolge die Welt ausschließlich den Lebenden angehört, während die Toten keinen Anteil an ihr haben. Das Gefährliche an dieser Art Provinzialität besteht darin, daß wir alle zusammen, sämtliche Völker des Erdballs, zu Provinzlern werden können. Wem es nicht paßt, provinziell zu sein, der kann dann nur noch Einsiedler werden.“ Wo immer auf der Welt — so fährt er fort, und wir beziehen seine Worte auch auf das von ihm so nachhaltig beackerte Gebiet des Essays — wo immer auf der Welt die Menschen sich der Norm bewußt sind, da ist jenes Schicksal der totalen Provinzialisierung aufgeschoben. Denn: „Daß wir die Norm aufrechterhalten, ist der Preis unserer Freiheit; es ist die Verteidigung der Freiheit gegen das Chaos.“

BERGSOMMER

Der Wald führt den Chor
Im Alpenkonzert,
Wenn blau der August
Durch die Felder fährt.

Einsamkeit weht
Türe in und türaus.
Himbeergewürzt
Steht Kammer und Haus.

Was grün und was golden,
Hat jetzt seine Zeit.
Granite und Glimmer
Sperrn Gestern und Heut'.

Karg brennt und kurz
Der Mohn an den Hängen —
Die Schwalbe hat längst
Die Nacht in den Fängen.

Ernst Günther Bleisch

Die Dichter der Hölle

Seit wann ist der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen der fast einzige Gegenstand der Dichtung? Wenn wir über das Christentum hinaus zurückdenken, mag es uns überraschen, ihn bei Homer nicht zu finden. Auf welcher Seite der Kriegführenden steht der Dichter? Er hat sich aufgeteilt in die Götter, die Partei ergriffen haben, die einen für die Trojaner, die anderen für die Griechen. Aber wie Zeus bleibt auch er untertan dem Schicksal. Wohl verteidigen die Trojaner den Frevel des Paris, doch liebt Homer keinen seiner Helden wie den Hektor. So liebt er den Odysseus, dessen Sieg über die Freier er feiert, ohne indes diese zu verwerfen. Immerhin erscheint hier ein Unterschied zwischen den beiden Epen, der die neue Theorie Karl Reinhardts, es könne unmöglich angenommen werden, daß beide von demselben Dichter stammen, rechtfertigen würde. Die tausend Jahre später gedichtete „Aeneis“ bezeugt denselben Geist der Gerechtigkeit: Virgil liebt den Aeneas, haßt aber den Turnus nicht. Und wenn wir die großen Epen der Inder befragen, so wird uns keine andere Antwort zuteil werden als die: es ist nicht die Sache des Dichters, zwischen Gut und Böse zu scheiden. Doch die germanische Mythe kennt diesen Kampf, den die iranische in den Göttern Ormuzd und Ahriman verpersönlicht hat, und natürlich die auf dem Gesetz ruhende jüdische, von der aus er in das Christentum übergegangen ist.

Demnach wäre die ethische Grundfrage so spät erst an den Menschen gerichtet worden? Hätte denn die heidnische Menschheit ihrer nicht bedurft? Die griechische Tragödie wußte um ihre Tiefe. Das Tragische der „Orestie“ — worin anders sollte es zu suchen sein? Und was wäre das Gute Platons, wenn es nicht das Schlechte — freilich nicht das Böse — zu überwinden hätte? Es ist gesetzt, daß die griechische Tragödie den Frevel sühnen muß, den der Mensch begeht. Der Frevel des antiken Menschen hat nur wenig mit der Sünde der nachchristlichen Seele gemein. Zum Frevel kann der Unschuldige, wie Orestes, gezwungen werden; für den Frevel kann der Gute, wie Antigone — denn sie frevelt gegen Kreons Gebot — sich selbst entscheiden. Die Sünde des Alten Testaments ist dem Frevel näher als die wider den Geist getane oder gewollte. Adam, Moses, Saul, David freveln. Noch in Judas wirkt Frevel fort. Petrus erst sündigt, da er Jesus verleugnet. Und wie auf seinem Fels die Kirche erbaut ward, so auf seiner Sünde die neue Menschheit, zu der wir mitgehören. Wie tief ist das, daß gerade dieser Jünger zum Begründer der Kirche erhoben ward! Ein Blick auf seine Verleugnung bewährt Charles Péguy's großes Wort, daß die katholische Kirche auf der Sünde beruhe. Von der Tatsache der Sünde aus wird die Idee der Erlösung notwendig, ja, erst möglich.

Ein Gespräch, das ich nach dem Ende des ersten Krieges mit dem Dichter Rudolf G. Binding in Wien führen durfte, zähle ich zu den wichtigen für meinen literarischen Beruf. Es war Nacht, wir gingen auf dem Graben gegen sein Hotel zu und redeten über Dichtung. Als er bemerkte, es sei das Problem für die Dichtung kein Objekt, und ich widersprach, blieb er stehen, schaute mich streng an und sagte: „Und Sie wollen ein Poet sein?“ Ich hatte an „Hamlet“ gedacht, an Ibsens Dramen, an Dostojewskij, an die zeitgenössische Literatur, und konnte mir nicht erklären, warum denn das Problematische, das jene Werke so bedeutend machte, nicht mehr gelten solle.

Allein nach Hause gehend, erwog ich Bindings Gründe, und es dämmerte mir ein Verstehen seiner Worte. Die große Epik von Homer zu Ariost und Tasso kennt das Problem nicht, wohl aber das Drama Shakespeares — doch sollte nicht auch in ihm eine der Konstellationen immanenter Psychologie zu gewahren sein, die nicht gedeutet zu werden braucht? Immer mehr begriff ich, wie rein Binding in einer Zeit der Analyse die Poesie schaute, und, daß sie einzig so geschaut werden konnte. Mir wurde klar, daß alles Klassische das Problem unbeachtet läßt, daß alles Romantische es übersieht und daß es nur im Realistischen lebt. Wohl ist Goethes „Faust“ die problematische Gestalt an sich, es wird aber dieser Kampf der zwei Seelen in der Brust ohne eine psychologische Zutat oder Einmischung ausgedauert. Für Goethe als Klassiker gilt auch der Gegensatz Gut und Böse kaum als ein wesentlicher: Mephistopheles ist ein Ironiker, nicht eigentlich ein Teufel; Weislingen und Clavigo sündigen als Sinnenmenschen; Alba erscheint als dunkler Gegenspieler Egmonts im Dienst einer finsternen Macht — weder in „Iphigenie“, noch im „Tasso“, noch im „Wilhelm Meister“, noch in den „Wahlverwandtschaften“ begegnen wir dem Bösen selbst, woraus ein Kriterium für das Drama Goethes gewonnen werden könnte. Unter der Einwirkung Richards III. und Jagos sind Franz Moor und die Schurken der frühen Dramen Schillers gestaltet worden. In dem Augenblick, da sich der Dichter der Klassik Goethes nähert, schwindet das absolute Böse aus seiner Welt: weder Philipp II. noch Octavio Piccolomini noch Elisabeth von England, noch Gessler, noch Demetrius sind böse Charaktere. Diese erscheinen erst nach dem Ende der klassischen Ästhetik: in Dostojewskijs Romanen.

Aber wo sie erscheinen, wird ihnen begegnet, sei es mit Gewalt, sei es, wie im „Idioten“ und in den „Brüdern Karamasow“, mit Liebe. Einen wie weiten Raum das Böse immer einnimmt, ja, beherrscht, wie tief es auch reicht, wie machtvoll es handelt: der Dichter widerspricht ihm. Die Hölle kann nicht geleugnet, sie muß aber bekämpft werden. Auch das „Widerstehe nicht dem Übel“ ist — das hat Gandhi die Welt gelehrt — ein Kampf. Seit Zoroaster, seit den Lehren Indiens und Chinas, dem Alten Testament, den Dialogen des Sokrates sind sich sämtliche Religionen und Philosophien darin einig, daß das Gute getan, das Böse verhindert werden muß. Kein Dichter, kein Künstler, kein Philosoph hätte die Hölle verteidigt, bis — ja — und da sind wir bei dem Thema angelangt, das zu betrachten wir uns vorgenommen haben.

Die Gehenna des Alten Testaments ist nicht die Hölle. Ein Ort des Unlebens scheint sie zu sein, nicht unähnlich dem Schattenreich der Griechen, das Homer als trauervolle Stätte beschreibt. Aber in diesem Schattenreich sind Frevler zu dauernder Qual verdammt, zu nicht so schmerzender wie der an den Kaukasus geschmiedete Prometheus, doch zu hoffnungsloser. Nicht der physische Schmerz martert den Tantalos, den Sisypchos, die Danaiden, sondern die perennierende Vergeblichkeit. Andererseits genießen auch im Elysion die Schatten keine Seligkeit. Die Erzväter und Gerechten mußten im Limbus auf die Erlösung harren, bis Christus zu ihnen niederstieg. Denn erst seit Christus sind die drei Reiche — der Gottesferne, der Läuterung, der ewigen Liebe Gottes — so fern voneinander wie Sterne eines Sternbilds.

Wie jede Feuersbrunst mußte auch die Hölle als Schauspiel faszinieren. Allein sie faszinierte durch den Abscheu, das Entsetzen, die Angst. Der Teufel ist häßlich — Luzifer hingegen war schön, und schön ist er noch in Miltons „Verlorenem Paradies“. Im Volksglauben ist der Teufel dumm, Mephistopheles aber gescheit. Er verliert den Kampf gegen Gott, wenn er aber eine Seele gewinnt wie die des Don Juan, dann rettet sie die Allmacht nicht mehr. Die Kunst schildert die Hölle gern, doch die Seele des Künstlers haßt sie. Nichts wäre falscher, als Dante ihren Dichter zu nennen: indem er sie dichtet, überwindet er sie ja. Er haßt sich in ihr. Die großen Gemälde des Jüngsten Gerichts von Orcagna bis Michelangelo zeigen furchtlos das Grauen der Hölle, aber der Maler ringt mit den Engeln um jeden Verdammten. Vielleicht ist keines so erschütternd wie das in der Kirche der Insel Torcello, in welchem der Satan den kleinen Antichrist auf seinem Schoß wiegt. Niemals wird die Hölle gemalt als ein Ort, den die Neugier durchforschen möchte. Das geschieht meines Wissens zum erstenmal in den Phantasien des Hieronymus Bosch, und dann kann Brueghel den verhängnisvollen Schritt aus dem Zweifel oder dem Unglauben heraus wagen: zu jener blasphemischen Anbetung der drei Könige, darin die Hölle in das Heilige eindringt. In dem Augenblick, da der Genius eines Künstlers das göttliche Geheimnis entstellt, war etwas Nie-wieder-gut-zu-Machendes geschehen. Die Kühnheit des Flamen blieb lange ohne Nachfolge. Im nächsten Jahrhundert erst trat sie Hogarth an, der jedoch die Hölle bloß im Menschlichen durchschaute. Hogarth ist nicht blasphemisch, ebensowenig wie Goya. Im Geschöpf wird die Hölle wahrnehmbar: diese Vision festzuhalten, blieb die Aufgabe der Künstler und Dichter. Erst wo der Hohn sie im Heiligen mit zu erspähen wagt und sich daran freut, daß sie im Himmel selbst fortzubrennen scheint, hat sich die Seele zu ihr bekannt. Wann aber haben das Dichter getan? Nicht in der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts, nicht in den „Liaisons Dangereuses“, die eher mit Hogarth's „Mariage à la Mode“ vergleichbar wären, nicht in Voltaires oder der Enzyklopädisten Schriften. Erst im 19. Jahrhundert wird der Blick des Menschen anders als je zuvor der Hölle zugewandt. Ein Neues ereignet sich, gegen das die materialistische Naturlehre und die sozialistische Rebellion noch fromm genannt werden mögen. Der Atheismus bedeutet noch kein Bekenntnis zur Hölle — im Gegenteil: wie oft ist er nicht mit einer edlen Ethik verbunden! Weit eher

stammt er aus dem von der Kindheit her verbliebenen Glauben selber. Und nie ist er — das scheint mir wichtig — eine totale Zustimmung zum Prinzip des Bösen.

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nach dem Ausklingen der romantischen Empfindungen, ist in den Nationen Europas etwas geschehen, das vielleicht als der kühnste Schritt der menschlichen Vermessenheit erachtet werden muß. Die Schlange der Bibel hat sich um den Baum des Lebens geringelt, und ihr Blick hat gerade die Geister getroffen, die keine Frucht an diesem Baum mehr wahrzunehmen vermochten. Der Zauber des Bösen gewann Macht über die Seelen, deren Glaube wankte oder nicht mehr bestand. Miltons Satan berückte seinen Dichter durch die Schönheit der Schwermut; aber die Schönheit des Hochmuts, die noch Ricarda Huch in „Luthers Glaube“ preist, ja, liebt, besitzt die stärkere Versuchung. In der furchtbaren Einsamkeit der trüben Moorlandschaft vor Yorkshire ersinnt die undurchdringliche, finstere junge Emily Brontë die Gestalt des Heathcliff, den ihre Heldin und heimlich sie selber liebten. In diesem größten Roman Englands wird zum erstenmal der Faszination des Bösen willig nachgegeben. Luzifers Stern geht statt der Sonne auf — das war in dem frommen Land nie noch geschaut und zugegeben worden. Denn über das Herz Richards III., Jagos, des Lovelace hatte der fünfzackige Stern zwar regiert, nicht aber über die Herzen der Zuschauer oder Leser, die zwar solchen Bann auf sich nahmen, ihm jedoch zugleich widerstrebten. Nun aber war die Zeit in einen Aspekt getreten, die den bösen Schein nicht bloß zuließ, sondern wollte. Innerhalb zweier Generationen wurde in fast jeder Nation ein ähnliches Phänomen möglich: die „Blumen des Bösen“ von Charles Baudelaire, über die Victor Hugo nur sagen konnte, daß sie der Welt einen neuen Schauer eingaben — wußte er, was für ein Schauer dieser in Wahrheit gewesen und geblieben ist? — Carducci „Ode an den Satan“, „Die toten Seelen“ und die Novellen Gogols, Nietzsches Aufruhr — in allen diesen Schöpfungen und Taten hat der plötzlich in seinem verlorenen Glanz neu erstrahlende Erzengel bestürzte Seelen den Himmel vergessen und das Feuer schauen lassen, das unter, zwischen und in uns schwelt.

Was Emily Brontë nur in der Gestalt des Heathcliff bewundert und begehrt hatte, dazu bekennen sich jetzt die Dichter. Carducci verhöhnt den „roten Galiläer“; Baudelaire lobt Petrus für seine Verleugnung („il a bien fait“). Gogol höhnt und lobt nicht; aber er zeigt das Reich Satans auf unserer Erde. In seinen kalten Visionen haben wir den Ursprung der Dichtung Franz Kafkas zu erkennen. Doch muß sogleich gesagt werden, daß sowohl Gogol als auch Kafka die eigene Flucht in die fremden Welten verwarfen. Gogol verbrannte den zweiten Teil der „Toten Seelen“ und floh in die Religion; Kafka wünschte sein gesamtes Werk verbrannt, doch wohin konnte er fliehen, da er das Heil im Evangelium nicht erfahren hatte? In Frankreich mehrt sich die Einsicht in die innerliche Katholizität Baudelaire's, die auch Verlaine zur Reue und Rimbaud zur Entsagung bewog und die — was ich ahne — vielleicht spät Sartre's auf-

richtigen Kampf um die Theodizee entscheiden wird. Alle diese Gestalten besitzen keine festen Umrisse. Zu scharfgezogen aber sind die der jungen Emily Brontë, deren Liebe zu Heathcliff nicht anders dem Helden in die Hölle folgt als da Ponte seinem Don Juan, den Mozarts Musik entsetzt betrauert; allein die Seele des Genius ehrt Gottes Richtspruch.

In Frankreich, das der Welt so viele Heilige gegeben, ist der Sinn für das Böse ein besonders starker und subtiler geblieben: vom Marquis de Sade und Choderlos de Laclos an bis auf jenen Verbrecher Gêmet, dessen gesammelte Schriften der Verlag Gallimard mit einer langen Einleitung von Sartre vor kurzem publizierte. Dies gilt nicht für Villon, der ein Opfer seines Dämons war und immer wieder von Reue erschüttert wurde, nicht für Molière, der sich durch das Lachen von der Macht des Dämons befreite. Aber schon in dem Witz der Franzosen verrät sich jene Sympathie mit dem Maliziösen, die nicht selten zur geheimen Billigung wird. So weit folgt Italien dem keltischen Beispiel nicht; seine Latinität stimmt es ernster. Was es an Bösem gewahrt, drückt es eher nieder. Während Frankreich von luziferischem Licht funkelt, umhüllt sich Italien mit Schwermut oder Trauer. Es kann in Nihilismus versinken (Leopardis: „e fango è il mondo“), niemals aber der Anwalt der Ursache solcher Verzweiflung sein. Einen italienischen Existentialismus gibt es so wenig wie einen englischen.

In Rußland hat die Hölle Macht. Aber das Christentum auch. Um nicht dem Chaos zu erliegen, sammeln sich einzelne Herzen zu einer Heiligkeit, die allerdings, wie die des Staretz Sossima, keine lautere bleiben kann. In den epischen Schöpfungen Gogols tritt kaum eine edle Gestalt auf. Aber ihr Urheber selbst widersetzt sich seiner Phantasie. Gogol geht in einem Fegefeuer zugrunde, das er selbst gelegt hat. Anders Dostojewsky. Ihm ist die Hölle vertraut. Aber auch der Himmel: den politischen „Dämonen“, dem alten Karamasow halten der engelgleiche „Idiot“, Fürst Myschkin, der nicht minder engelgleiche Aljoscha Karamasow, die Dirne Sonja die Waage. Ja, sie überwiegen das Böse auch Dimitris, auch Iwans; sie retten die bedrohte Welt und bereiten jenen glorreichen Weg vor, dessen Ziel am Ende des „Antichrist“ von Solowjew geweissagt wurde.

Das scheele Licht streift auch den Norden. Es ist die Hölle, die den Atem in Ibsens, in Strindbergs Welten so beklemmend macht; die Hölle, gegen die Kierkegaard seine Seele schützen muß. Hamsun weiß gut um sie: selbst ist er ihr unterworfen, ein Blick auf sein Gesicht bezeugt es. Alle diese Gesichter sind lichtlos. Lichtloser ist die geistige Sphäre des Nordens als die des Südens. Denn der Humanismus des Südens, auch wo er die Religion nicht zuläßt, bedeutet einen Schutzwall gegen die Hölle, die leichter in die Religion einbricht als in das auf sich selbst gestellte Leben des adelig-sittlichen Menschen.

In Deutschland scheint der Anreiz der Hölle geringer. Er wetterleuchtet durch E. T. A. Hoffmann, aber, wie in Edgar Allen Poe, bloß als phantastisches Spiel. In „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ erschreckt

das Zähneblecken der Marterknechte auf gotischen Tafelbildern oder Holzschnitten, und deutlicher wird man verzerrter Züge in dem Gesicht des Dichters selbst gewahr. Grabbe war der Sohn eines Gefängniswärters, der, noch ein Kind, Mörder auf ihren Ausgängen zu begleiten hatte, und so mag es wohl sein, daß solche Eindrücke für das durch Laster früh entstellte Leben entscheidend wurden. In der deutschen Literatur sind Charaktere wie Baudelaire, Rimbaud, Gogol nicht erschienen. In Nietzsche vollzog sich eine Inkarnation des Aufruhrs, die auch darum erschüttert, weil seine Seele eine unschuldige war. Wann nur war ihm das geschehen? Wann wirkte das Gift? Der edle, reine Geist — welchem Martyrium hatte er sich selbst dargeboten? Denn diesen Gedanken müssen wir festhalten: daß ausgesprochene Exponenten einer Zeitströmung in der Kunst oder in der Philosophie, ohne es zu wissen, geschweige denn, zu wollen, Märtyrer sind. So sehe ich Picasso als einen opfernd Geopferten, der seine große Kunst dem Zeitgeist preisgibt. Was er aus eigener Lust oder Macht, wahrhaft oder unwahrhaft, hinzu tut, wird von der Nachwelt übersehen werden. Gegen die Zeit anzukämpfen, diese Niederlage kann sich das Genie nicht leisten; sich von ihr tragen zu lassen, mag auch nicht anders bezeichnet werden, doch schließt ein solches Unterliegen das Opfer ein.

Ist noch niemandem aufgefallen, wie häufig in Nietzsches Schriften die Schlange erscheint? Wie er den Vergleich des sich Häutens liebt? Wie in seiner Sprache ein Schillerndes ist, das an den Leib und Blick der Schlange gemahnt? Sein Kult der Einsamkeit ist luziferisch, wie sein Haß gegen das Christentum (der aber nie zum Haß gegen Christus selbst wird). Er gleicht jenem Kapaneus, der als erster der Sieben die Mauer Thebens ersteigt und im Triumph den Gott herausfordert. Da trifft ihn der Blitz. Nietzsches Ende ist das des Frevlers. Aber er frevelte gleich dem Knaben, der, Gott leugnend, sich immer dreister vorwagt, nach jedem Wort erwartend, daß ein Blitz ihn strafe. Gottes Langmut sendet die Strafe nicht. Der Frevel selbst entzündet sich zur Flamme der Sühne.

Nietzsche verwarf das Mitleid. Nicht ohne Recht: denn Mitleid ist nicht Liebe. Von der Liebe redet Zarathustra kaum, aber von der „schenkenden Tugend“. Und mit diesem Wort war auf abschüssigem Umweg das so verkannte Christentum wieder erreicht. Nietzsche liebte den gefallenen Engel als seinen Ahnen, und es ist wichtig, daß er den Engel in dem Widersacher Gottes zu schauen nicht abließ. Überdies war Gott für ihn tot. Allein darum blieb der Sehnsucht nach Verehrung kein anderes Ziel als der Übermensch. Er brauchte Gott nicht zu befehlen; sein Wunsch war die Erhöhung des Menschen an Gottes Statt. Die luziferische Tat muß im Sturz enden. Dieser Sturz schreckte die nachdrängenden Geister nicht ab. Die letzten Worte Rilkes „Aber die Höllen“ sind ein Aufschrei des Schreckens vor dem Sturz. Die großen Dichter, die nach Nietzsche kamen, nahmen seine Überanstrengung auf sich: Wilde, George, Rilke, d'Annunzio, Valéry. Darum waren sie allerdings noch nicht luziferische Dichter. Doch, wie siegreich auch der Fürst der Welt sei: wenn nicht sein Fall, so doch sein vergeblicher Aufschwung am Ende, ist der stolzen Seele gewiß.

Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, ja, sogar der nachkommende Materialismus war noch nicht widergöttlich, wenngleich Gott als für die Welt entbehrlich erachtet wurde. Die Vehemenz, mit der die menschliche Vernunft ein Leben ohne Gott forderte, kann nicht als Hybris allein gedeutet werden. Büchner, Haeckel, Marx, Stirner — sie alle Deutsche — wagten sich nicht um vieles weiter als die Enzyklopädisten, Darwin nicht so weit vor wie Holbach. Die Naturforschung wähnte, alle „Welträtsel“ gelöst zu haben, da blieb ihr das der „Urzeugung“ bestehen. Der Sozialismus machte es sich leicht, Religion „als Privatsache“, als „Opium für's Volk“ abzutun. Erst, als die Psychoanalyse die Einheit und damit die Verantwortlichkeit der Seele negiert hatte, als die Hemmung zur Krankheitsursache erklärt, als kein Zug des Gefühls ohne eine Herleitung aus unbewußten Begierden belassen wurde, entäußerte sich der Mensch eines Schutzes. Der Versuchung der Hölle erlagen zuerst die Intellekte. Von ihnen geführt oder bewogen, gaben die Massen nach. Der Zweifel zersetzte alles, was die Gerechten für sich und ihre Nachwelt bekannten. Und war es denn nicht die Hölle, die mit Gewalt, mit Trug, mit Haß einbrach, Krieg, Aufruhr, die Fülle der Mordtaten, Grausamkeiten vieler Arten, über die Menschen verhängte? Waren nicht Dostojewskijs Dämonen wieder gekommen, über uns zu herrschen? Und stehen wir alle nicht noch unter einer Drohung, die, wenn ihr die Verwirklichung gelingt, kein Erbarmen kennen und anwenden wird?

Die Welt, in der wir noch atmen, ist nicht die Hölle, zumindest nicht die des Feuers, eher die des Eises, als die Dante ihren untersten Abgrund geschaut hat. Es ist die kalte Welt des Betons und Stahls, der Maschinen, der Bakterien, der Atomkräfte, der Motorräder und der Sonnenbrillen, der Television, der Jazz-Musik, der Politik, der Simultanbühne, der Psychologien, des Existentialismus und Surrealismus, der künstlichen Zeugung, des Kollektivs, der Massen. Ihr widersprechen einzelne hohe Geister: Papst Pius XII., Albert Schweitzer, Albert Steffen, Jacques Maritain, Ortega y Gasset; die drei letzten russischen Weisen, Solowjew, Berdjajew, Iwanow, obwohl entrückt, wirken fort, wie auch Gandhis und Romain Rollands Vorbild fortwirkt. Dennoch scheint es, als ob jene Verführung, der Baudelaire oder Rimbaud verfiel, heute nicht mehr die nämliche Macht besäße. Es scheint, daß zwar das Reich des Dämons gemehrt wurde, daß es jedoch nicht wie einst zu bezaubern vermag.

Weit stärker droht die Gefahr eines anderen Sieges. Die Lauen sind zu einer kaum vorstellbaren Mehrheit geworden. Und das Herrenwort, kraft dessen sie „ausgespieen“ werden, meint die Gesichter der Massen, die keine Antlitze mehr sind. Wo dann offenbart sich der Geist? Nicht in den brillenbewehrten Zügen des Scharfsinns, nicht in der stumpfen, gleichgültigen Hinnahme der Ergebung, nicht in den niedrigen des Genusses. So selten er uns überrascht: es ist allemal beglückend, wenn wir seiner inne werden dürfen. Er wählt sich seine Verkünder, zuweilen aber, wie in Lourdes oder Fatima, wählt er die Unscheinbarkeit, die Armut, die Kindheit. Immer ja wird der Heiland in einem Stall geboren, nicht in Häusern der Schriftgelehrten, die ihn nur in der Zukunft weissagen, seine Gegenwart aber blind versäumen.

Die Dichter der Hölle — dürfen wir sie wirklich so nennen? Die Versuchung ist noch lange nicht die Sünde. Und wenn der Gottmensch in der Wüste, auf dem hohen Berg, auf der Zinne des Tempels der Versuchung widersteht, so mag der Mensch, vollends der Künstler, ihr für einen Augenblick willfahren. Oder auch für länger. Das ganze Leben gibt er ihr nicht nach. Faust bedient sich des Mephistopheles, aber nie vergißt er, sich von ihm abzugrenzen. Wir kennen die Reue Verlaines, die Buße Gogols. Rimbauds letzte Beichte erschütterte den Priester. Lord Byron opferte sein junges Leben auf. Voltaire brauchte achtzig Jahre, um auf dem Sterbebett die Versöhnung mit seiner Kirche zu ersehnen, und da Baudelaire nur halb so lange leben durfte, vollendete sich ihm, wie Nietzsche, die Verwandlung nicht. Alle Dichter, deren wir gedacht, wie haben sie den Blick in die Hölle gesüht! Keine Phantasie kann Baudelaires Einsamkeit, Gogols Verzweiflung, die Ratlosigkeit Kafkas, Rimbauds Alltag in Abessinien rekonstruieren. Rimbaud nach der Amputation des Beines, Emily Brontë, mit den Schwestern Stunden um Stunden im öden drawing room auf und nieder schreitend, Verlaine im Gefängnis oder vor dem Absynthglas, die Nächte Dostojewskijs an Spieltischen, Tolstoj im Bewußtsein der furchtbaren Taten, die er in seiner Jugend begangen, Nietzsche in Sils-Maria, Oscar Wilde, Werg zupfend in Reading Goal — wer von uns reichte zu, dieses den Dichtern Auferlegte zu ahnen, zu erlassen? Es ist wahr, daß Oscar Wilde, nachdem er „De Profundis“ geschrieben, in Paris wieder zurückfiel; es ist wahr, daß Gabriele d'Annunzio in seinem „Vittoriale“, ohne einen Blick in seine eigene Seele gewagt zu haben, den Tod des äußeren Menschen starb; es ist wahr, daß Strindbergs imaginäres „Inferno“ zu einem schrecklicheren wurde als das Dantes; und Rilkes grausames Ausgehen — glich es nicht dem des Staretz Sossima in den „Brüdern Karamasow“? Allein solch ein einsames verheimlichtes Leiden versöhnt den göttlichen Richter. Und was wäre die Hölle, wenn nicht das Leiden an der eigenen Seele? Die Dichter der Hölle sterben zwiefach. Und darum sind sie die Dichter der Hölle nicht mehr.

„Was ist das nur“, sagte John Donne in einer Predigt, „daß unser Herz dem Bösen so sehr zuneigt? Von einer Versuchung für eine Zeit überrascht, überwältigt, niedergehalten zu werden, ist das Böse noch nicht. Aber sowie, ohne Anlaß, unvermittelt aus uns selber, die Sünde aufsteigt, ist es da; es ist da, wie wenn es keinen Teufel, keine Versuchung von außen gäbe.“ Dies und nichts anderes haben die Dichter erlebt, wie wir alle es erfahren. Wir jedoch verbergen, was uns beschämt, wohingegen sie bekennen müssen und gerade das, was sich aufs bestürzendste verrät. Hier, und nur hier, grenzen sie an den Heiligen, von dem sie sonst die Welt, an der ihre Sinne hängen, scheidet. Das Ethische und das Ästhetische sind Gegensätze geblieben: darum haben Platon, Rousseau, Tolstoj die Dichter aus der Gemeinschaft der Menschen gewiesen. Das Religiöse aber, wie es alles an das Herz Gottes nimmt, will den Dienst des Künstlers, und wo er sich diesem Amt aus Demut, aus dem Glauben, aus Liebe hingibt, schwindet mit dem Ich auch die Sünde. Und dann haben wir nur mehr die Dichter des Himmels.

Wedekind auf dem Theater

*Am 24. Juli wäre Frank Wedekind
90 Jahre alt geworden.*

Es sind in der europäischen Theatergeschichte sehr illustre Namen, die gleichzeitig als Autoren und als ihre Interpreten auf dem Theaterzettel standen. Shakespeare, Molière, Nestroy, Raimund möchte man nennen, und auch Joseph Kainz. Zwar ist er im Archiv des Wiener Burgtheaters nicht geradezu als Dramatiker registriert, aber doch als ein Mit-Dramatiker, als Übersetzer ausländischer Dramen. Molières Tartuffe etwa, auch den Figaro des Beaumarchais spielte er in seiner eigenen Bearbeitung.

Was Frank Wedekind, den Akteur, von seinen älteren Kollegen, von Shakespeare, von Molière unterschied, ist die Tatsache, daß er zwar sechshundertmal agierend auf der Bühne stand, daß er zwar ursprünglich wiederholt als Schauspieler und keineswegs als Interpret seiner eigenen Stücke engagiert gewesen ist, daß er jedoch in Wirklichkeit niemals ein Schauspieler war, niemals den Anspruch an die normale artistische Perfektion erfüllte. Als Karl Heine ihm in Leipzig, in der Spielzeit 1897/98, den Ballested in Ibsens „Frau vom Meer“ zu spielen gab, als Max Reinhardt in Berlin — noch im Kleinen Theater (Unter den Linden) — Goethes Clavigo mit ihm besetzte, war's für Wedekind gewiß mehr eine materielle Chance als eine Möglichkeit der szenischen Bewährung, beidemal ein Experiment, das heillos mißlungen ist. Wedekinds Beruf, seine Berufung ist immerzu, in den eindeutigen Konturen einer vulkanisch sich entladenden Persönlichkeit, der Dichter geblieben, der Dramatiker. Es war auch keineswegs ein Steckenpferd, das ihn — wie bisweilen manchen anderen Autor, etwa wie Wilhelm von Scholz — an die Rampe trug. Wedekind wußte, daß er für die Rollen seiner Dramen nicht die Idealbesetzung war. Er bewunderte Albert Steinrück, vor dem er, wie er in München sagte, sich wie ein Dilettant vorkam. Tatsächlich waren damals die repräsentativen Wedekind-Darsteller auch Werner Krauss und Fritz Kortner. Gleichwohl bestätigte Kainz, nachdem er Wedekind in dessen „Kammersänger“ auf der Bühne gesehen hatte: „Den spiele ich Ihnen nicht nach. Sie erschöpfen die Rolle derart, daß ich sie nicht nach Ihnen spielen möchte.“ Wedekind wiederum notierte: „Was Kainz über meine Darstellung des Kammersängers sagte, nahm ich als eine mir nicht ganz verständliche Übertreibung nicht ernst.“ Wenngleich seine Bekundung überliefert ist, er habe den Marquis von Keith eigentlich sich selbst auf den Leib geschrieben, so war er doch davon überzeugt, daß für diese Rolle Joseph Kainz prädestiniert gewesen sei. Es war für ihn eine nur schwer überwindbare Enttäuschung, als ihm Kainz das Buch zurückbrachte und ihm geradeheraus erklärte: „Ich weiß nicht, was Sie damit wollen. Ich

finde nichts in dem Buch. Offen gesagt: ich verstehe es nicht.“ Wedekind selbst spielte den Marquis von Keith im November 1907 bei Reinhardt, in den Berliner Kammerspielen, neben Tilly Wedekind, Paul Wegener, Winterstein, Viktor Arnold, Tilla Durieux, Leopoldine Konstantin. Bis 1918, seinem Todesjahr, hat Wedekind die Rolle nahezu hundertmal gespielt. In dem relativ kurzen Zeitraum seiner „Bühnenlaufbahn“, in dem Jahrzehnt zwischen 1908 und 1918, war Frank Wedekind außerdem: 132mal sein Karl Hetman in „Hidalla“, 67mal der Sänger Gerando im „Kammersänger“, 69mal Veit Kunz in „Franziska“, 53mal der Doktor Schön im „Erdgeist“, 49mal Buridan in seinem Einakter „Die Zensur“, 53mal der König Nicolo. Wedekind spielte seinen Gesangslehrer Reisner in „Musik“ (19mal), den Nekromant Basilius im „Stein der Weisen“ (15mal), den Schwiegerling im „Liebestrank“ (12mal), den Verleger Sterner in „Oaha“ (10mal), den Casti Piani in „Tod und Teufel“ (5mal), den Og von Basan in „Simson“ (7mal). Im „Marquis von Keith“ stand er übrigens nicht nur in der Hauptrolle auf der Bühne; einigemal spielte er den Konsul Kasimir und den Ernst Scholz. In 30 deutschen, österreichischen, schweizer Theaterstädten gastierte er, zumeist mit Tilly Wedekind (der ehemaligen Wiener Schauspielerin Tilly Newes, die im Mai 1906 seine Frau geworden war). In jener Epoche, aber auch noch in den ersten Jahren nach seinem Tod, war Frank Wedekind zweifellos einer der meistgespielten deutschen Dramatiker. Seine Stücke figurierten im Spielplan von insgesamt zweihundert deutschen (oder deutschsprachigen) Bühnen. Allein in Berlin wurden sie nahezu elfhundertmal aufgeführt. Nach dem Ersten Weltkrieg erschienen sie — gleichsam als eine späte Wiedergutmachung an dem von der königlich-preussischen Zensur einst unentwegt schikanierten Dichter — auf der Szene des Staatlichen Schauspielhauses, repräsentativ inszeniert von Leopold Jessner. Indes hätte Wedekind wahrscheinlich diese triumphalen Aufführungen — mit Fritz Kortner in den Hauptrollen — nicht für authentische Interpretationen gehalten.

Gewiß: er bestaunte die geistige und artistische Brillanz der berühmten Protagonisten; keiner im Publikum applaudierte ihnen frenetischer als er, wenn sie seine Geschöpfe nachgestalteten. Dennoch blieb immerzu wach sein Mißtrauen vor den „künftigen“ Interpreten. Es war sein Glaube, daß auf der Bühne er das einzige zuverlässige Modell sei für die Manifestation des echten Wedekind-Stils. In dieser Überzeugung war er als Akteur allezeit der agierende Missionar des Dichters Frank Wedekind. Sie prägte seine oft präponderant wirkende Vehemenz, einen Gestaltungsfanatismus, der ebenso zu verblüffen wie zu erschüttern vermochte. Eine unlegitimierte, eine schwatzhaft-dumme Kritik erkannte hinter Wedekinds grellen und — wie sie's nannten — „gewagten“ Fabeln die gültige Substanz ebensowenig wie Wedekinds dramaturgische Genialität (ein Sachverhalt, der, ergänzt oder ersetzt durch die fetischistische Anbetung des allgemach in jeder Saison wechselnden New-look, just heute, aber gewiß nicht ewig, die Lektoren, Dramaturgen und Direktoren zu blinden oder doch kurzsichtigen Waldgängern macht im Dickicht des modisch kostümierten Plunders, das heutige deutsche Sprechtheater aber

zur langweiligsten Kulturbedürfnisanstalt dieser kurzweiligen Zeit). Sicherlich hat dem sensiblen Frank Wedekind die präventive Albernheit der Rezensenten viel mehr und viel öfter zu schaffen gemacht, als er zugeben mochte. Längst schon war er in der potentiellen Literatur akkreditiert, als er noch immer — nach der Lektüre der feuilletonistisch drapierten Schmonzetten — ernsthaft bezweifelte, daß er überhaupt „richtig“ verstanden und daher „richtig“ gespielt werden könne. Solche Zweifel waren es wohl, die seine Ambition begründeten, auf der Bühne zu demonstrieren, wie er zu begreifen sei. Dazu schrieb er Klageschriften, Plädoyers und belehrende Kommentare in sein Tagebuch: „Es dämmerte in mir allmählich die Vermutung auf, daß die Bühnenwirkungen, auf die ich ausging, für das Theater, wie es heute besteht, etwas Neues sein mußten. Erfreulich konnte mir diese Einsicht unmöglich sein, da ich ohnehin länger als hundert andere hatte warten müssen, bis man mir Gehör schenkte.“ Vor dem Hintergrund der Ressentiments fährt er fort: „Darf ich fragen, worin denn das Ungewohnte bestehen mag, das den Schauspieler in meinen Arbeiten befremdet und verwirrt? Hauptsächlich mag es darin liegen, daß er beim Lesen des gedruckten Buches vielfach Ansichten, Meinungen, trockene Theorie zu finden glaubt, die er ohne weiteres und ganz mit Unrecht für den Ausdruck meiner persönlichen Überzeugung hält. Dadurch fühlt sich der Darsteller in der Ehre seines künstlerischen Berufes verletzt und erhebt Protest gegen die vermeintliche Zumutung, Vorträge von der Bühne herab halten zu sollen.“ Vermutlich war's die Reaktion auf eine tags zuvor gedruckte Dummheit. Im Bereich des Theaters, beim „Bau“, gab es gewiß Niemanden, auch keinen Statisten, der den Dichter verkannt hätte, den Dramatiker, der wie kein anderer Autor seiner Zeit die deutsche Schaubühne mit neuen Farben und Tönen bereicherte, den Schauspieler mit Rollen und Bombenrollen beschenkte. Weil jedoch ein Schwachkopf seine glühenden Visionen, die präzise Ausdruckskraft seiner Diktion nicht kapierte, glaubte Wedekind, antworten zu sollen: „Sollte sich ein Schauspieler von der dramatischen Leidenschaftlichkeit, von der die Charaktere in meinen Theaterstücken beseelt sind, aus den gedruckten Büchern nicht überzeugen können, dann biete ich ihm jede beliebige Wette an, indem ich mich verpflichte, ihm von der Bühne herunter als Darsteller den Beweis zu liefern, daß in meinen sämtlichen Dramen nicht eine einzige Zeile ‚papiernes Deutsch‘ geschrieben steht.“ Nein: ein hölzernes Steckenpferd ist's wahrlich nicht gewesen, in dessen Sattel Wedekind das Schaugerüst bestieg.

Dort sah ihn Alfred Kerr: „Zwischen den Schauspielern allen, zwischen allen stand und sah und sann und floh eine Erdkreatur. Eines Tags werden sich Menschen erinnern, daß der Dichter dort oben stand, wie Molière auf seiner Szene. Menschen werden sich melden, die Äußerungen tun, wie: ‚Wir haben ihn damals spielen sehn, es war im Juni 1912, seine Witwe Tilly war noch dabei.‘“ (Außer Betracht mag hier geblieben sein, daß der Mime Molière und der mimende Amateur Frank Wedekind in recht verschiedene Kategorien paßten.) Über Wedekinds Karl Hetmann in „Hidalla“ schrieb Kerr: „Es war etwas Erschütterndes, daß man sich hinzublicken kaum getraute, nach dieser Erscheinung, die er nicht gab, son-

dern war. Es war ein Mensch, der auf und ab ging, schwieg und schrie, sich von Menschen wegwandte, in sich kroch, wie tief in sich eine Schildkröte.“ Die Kunstbetrachter hatten angekreidet, Wedekind habe keine Sprechtechnik vorzuweisen und keine Wandlungsfähigkeit. Kerr antwortete: er sei, „ohne kunstvoll reden zu können, bei manchem Wort unvergeßlich. In diesem Selbstvorführen eigener Qualen steckt Überwindung. Ich liebe den Willen zur Aufrichtigkeit, der bis zum Erniedern geht.“ Zuvor hatte Wedekind seine Prosa gesprochen. Kerr: „Noch entsinn' ich mich der Szene, als er Novellen vorlas. Ältere Damen und Herren flohen schlotternd. Er aber las, einfach, in sich selbst geruhig, wie ein assyrischer Götze. Einer, der mit korrektem Ernst die fürchterlichsten Dinge sagt, an denen man stirbt, und der ruhig bleibt, während man stirbt.“ Resumierend sagt Kerr: „Wedekind ist vor den Leuten aufgetreten, er hat auf der Bühne gespielt, in seinen eigenen Stücken, vor Sack und Pack, er hat sie lachen hören und klatschen. Sie sagten: nein, wie drollig-verzerrt! Auch: nein, wie gemein! Die Unterstimme seines Vortrags drang nicht durch. Und doch gab er den Spaß und die Tragik.“

Es ist gewiß ihr Verhängnis, daß die heutige deutsche Sprechbühne gegen ihre Blutleere — nicht nur gegen die Leere ihrer Schubladen — keine andre Therapie zu kennen scheint als die radikale Enthaltsamkeit vor einer üppig sich anbietenden Substanz. Erforscht man die wahre Ursache der Misere, so ist's eindeutig der Blutsturz von 1933, die systematische und tatsächlich nicht mißlungene Coventrierung einer imposanten Mächtigkeit der geistigen und artistischen Werte, die heillose Knochen-erweichung, mit der alle gültigen Maßstäbe sich zu jenem Kunstschmus reduzierten, der heutzutage dem Zeitungsabonnent als Kaviarersatz aufs kulturelle Mittagsbrot gestrichen wird. Überlebt haben den Schlamassel ein paar prominente Abstinenzler, die zwar im einstigen szenischen Reichtum aufgewachsen sind, aus opulentem Fleischtopf ihre Nahrung schöpften, die heute jedoch, nach gründlicher Entziehungskur und schon nicht mehr sich erinnernd, wie die fetten Brocken schmecken, bescheiden und zufrieden ihre magere Diät verdauen. Wo Gott wohnt, das zu wissen, wurde ihnen ausgetrieben unterm Hakenkreuz. Wo die Meister, wo die Meisterwerke aufzufinden sind, das wurde teils vergessen, teils nicht schon wieder zugelernt.

Und wenn wir Deutschen Gott und sonst nichts auf der Welt fürchten, so respektieren wir selbst ihn nicht um seiner Persönlichkeit willen, sondern wegen des Geräusches seiner Donner.

Karl Kraus

Ein Berliner in Mexiko

In memoriam Franz Pfemfert

Die Zeit vergeht. Bei meinem letzten Besuch in Deutschland war ich zu Gast bei einem ehemaligen Schauspieler der Berliner Volksbühne. Als das freundliche Mahl vorbei war, legte er mir mit geheimnisvollem Lächeln ein kleines Paket auf den Tisch. Neugierig wickelte ich es aus und fand — ein Buch aus meiner Bibliothek, die die Nazis versteigert hatten. Es war „Das Aktions-Buch“. Er dürfte heute noch wenige Exemplare davon geben. Das Papier zerfiel schon, und der Einband war verschlissen. Voll Rührung blätterte ich es durch. All' die alten Namen und Freunde waren darin. Hasenclever, Kanehl, die beiden Golls, Toller, Joseph Roth, Ernst Blaß und viele, viele andere. Die meisten deckt die Erde fremder Länder. Und jetzt ist auch der seltsame und mutige Mann gestorben, der diese Anthologie des jungen deutschen Schrifttums um 1920 herum herausgegeben hatte, ein Dokument jener Jugend, die sich aus den Trümmern des Ersten Weltkrieges, voll Energie und getrieben von glühender Hoffnung, herausgearbeitet hatte. In Mexiko City erlag Franz Pfemfert, vierundsiebzig Jahre alt, einem ebenso langen wie entsetzlich tückischen Leiden.

Pfemfert hatte — kleine Mütze auf dem Kopf und darunter zwei neugierige Augen und eine spitze, fürwitzig hervorstechende Nase — wie ein Rennfahrer ausgesehen. Und er war ursprünglich auch einer. Manche Sechstagerennen hatte er mitgemacht, war eines Tages gestürzt und mit einem großen Krach in der Literatur gelandet.

Er hatte einen unheimlichen Spürsinn für das Werdende. In seiner Wochenzeitschrift „Die Aktion“ versammelte sich alles, was gegen Militarismus und die Selbstzufriedenheit eines bereits vom Unheil gezeichneten deutschen Bürgertums kämpfte. Es war ein politisches Wespennest, dessen Einfluß in gewissem Sinne mit dem der „Fackel“ von Karl Kraus verglichen werden kann. In gewissem Sinne: vor allem in der kompromißlosen Gesinnung des Herausgebers. Der radikale Unterschied war, daß Pfemfert selbst nicht viel schrieb, sondern sammelte, leitete, sichtete, entdeckte und förderte: Schriftsteller, graphische Künstler, Dichter, Politiker. „Die Aktion“ war ein Asyl für obdachlose Literatur der Linken und ein Turnierplatz für ihre Jugend.

Pfemfert war ein guter Freund und ein guter Kämpfer. Und kein Mensch, der sich bluffen ließ. Seine Frau, Alexandra Ramm, die Trotzki- und Dostojewskij-Übersetzerin, half ihm in einer Arbeit, die ihm kaum je genügend zum Leben brachte. Um die geliebte Zeitschrift und den in eine kleine Atelierwohnung eingebauten Verlag über Wasser zu halten, machte das Verlegerpaar ein photographisches Atelier auf. Oft wurden Mittagessen oder Abendbrot überschlagen, weil das Notwendigste fehlte. Aber „Die Aktion“ erschien weiter. Es war manchmal wie ein Wunder, daß sie herauskam.

Seine Kompromißlosigkeit machte Pfemfert zum Einzelgänger. Viele benutzten ihn, manche nutzten ihn aus. Die Reaktionäre, die Satten, die Opportunisten haßten ihn. Er gab nie nach. „Die Aktion“ wurde von der Weimarer Republik, von den Nazis und später auch von den Kommunisten bekämpft. Pfemfert war einer der ersten, der aus grenzenloser Liebe zur Völ-

kerverbrüderung ein maßloser Gegner aller derer wurde, die aus seinem sozialistischen Ziel das Schlagwort eines machtgierigen Partei-Apparats machten.

Kein Wunder, daß Pfemfert, als das Unglück kam und die große Schar seiner Autoren teils ermordet wurde, teils in alle fünf Winde sich verlor, allein blieb. Er wurde auf der Flucht nach Mexiko City verschlagen. Nichts mußte diesem Berliner Menschen fremder sein als die heiße, farbige, katholisch-spanisch-indianische Umwelt, die ihn nun umgab.

Nichts war beklemmender als der Anblick, den er bot, da ich ihn auf einer Fahrt durch Mexiko in der von wildem Autolärm und den Rufen der Straßenverkäufer erfüllten, von Staub und Sonne dunsterfüllten Avenida Juarez einmal besuchte. Unten an der Haustür war wahrhaftig noch das alte Schild „Photo-Atelier Dorit“ angebracht, das in Berlin-Wilmersdorf an die Tür genagelt gewesen war. Pfemfert mußte es durch alle Exile geschleppt haben. Die Zweizimmerwohnung war kahl und von einer erstickenden Hitze erfüllt. Einsam in einer Ecke, unter Tüchern, stand ein altmodischer Photo-Apparat, die Quelle eines kärglichen Einkommens. In Berlin waren wenigstens noch berühmte Schauspieler und Autoren, manchmal auch Filmdiven und ein paar Frauen vom Kurfürstendamm zu ihm gekommen. Seine Klienten hier bestanden aus kleinen Indio-Mädchen und ihren Bräutigamen, weiß und dörflich und rührend aufgetakelt, meistens Kunden von der Straße oder aus der kleinbürgerlichen Nachbarschaft.

Die große, rauschende, von geistigen Spannungen und seltsamen Persönlichkeiten volle Zeit der Berliner zwanziger Jahre war eine Ewigkeit her für diesen Mann, der so tief seine Heimat verloren hatte, wie man sich kaum vorstellen kann. Spindeldürr glitt er mit seiner Frau, beide in seltsamen weißen Mänteln, durch die staubige Leere der Zimmer, unendlich verloren, unendlich fern und unendlich einsam. Er war gestorben für eine undankbare Nachwelt längst bevor er selbst im allerletzten Kampf die Waffen strecken mußte.

VERGÄNGLICHKEIT

Was lebt, was unbelebt ist, zieht von hinnen,
Wer ruft es fort, ein Gott, das Nichts, das All?
Kein Talisman beschützt ein Neubeginnen,
In bodenlosen Tiefen keimt Verfall.

Bestimmte Spanne, in der alles schwindet,
Als fände es auf Erden nicht sein Heil,
Und was Erinnerung bewahrt und bindet,
Das hat nur noch an Schatten seinen Teil.

Kein Talisman beschützt ein Neubeginnen,
Um Meer und Berge rinnt ihr feiner Sand,
Ach, Charons Barke liegt an jedem Strand.

Else Meidner

RUNDSCHAU

Äthiopien Die Reise des äthiopischen Kaisers, der diesmal sein Land freiwillig und auch ohne Sorge vor inneren Widersachern verlassen konnte, dient seiner Information und der Werbung für sein Land. Dieses hat heute fast überall eine gute Presse. Selbst Moskau unterhält korrekte Beziehungen zu Äthiopien; seine diplomatische Vertretung in Addis Abeba besteht neben denen der westlichen Staaten; ein sowjetisches Propagandabüro, dessen Breitenwirkung über das Land hinaus wahrscheinlich überschätzt wird, arbeitet dort neben dem amerikanischen Informations-Centre, und die Dienste des russischen Krankenhauses werden gern in Anspruch genommen. Der Westen nimmt dies Äthiopien nicht übel, dessen Herrscher sich im Gegensatz zu den meisten anderen Staaten der asiatisch-afrikanischen Mittelzone eindeutig zum Westen bekennt und ein Bataillon seiner Garde hat in Korea mitkämpfen lassen. Die Zeiten der mitleidigen Unterschätzung eines angeblich zur kolonialen Beherrschung reifen Landes sind natürlich auch bei uns wie in Italien, dessen Meinung wir uns vor etwa 20 Jahren kritiklos angeschlossen hatten, längst vorbei. Das Eigenschaftswort „rückständig“ ist zudem heute kein Wertbegriff mehr, sondern nur die Kennzeichnung bestimmter, der besonderen wirtschaftlichen Förderung für würdig erachteter Länder, mit denen die reichere und nach alten Maßstäben überlegene Welt politisch auf gleichem Fuß verkehrt, und denen sie mehr den Hof macht, als daß sie sie zu bevormunden versucht. Dies gilt gerade auch für Äthiopien, und die Erfahrungen des Kaisers auf seiner Reise bestätigen es. Die Äthiopier lieben es nicht mehr, daß man ihren Monarchen Negus nennt, und sie selbst wollen nicht mehr Abessinier heißen, weil dieser Name aus arabischer Wurzel etwa Rassengemisch bedeutet und in der Außenwelt dem ehemals einzig gebrauchten Titel Negus von früher her etwas Geringschätziges anhaften könnte. Solche nationale Empfindlichkeit ist freilich nur Sache einer kleinen Schicht, und Nationalbewußtsein im europäischen Sinne darf man trotz der verbindenden Erlebnisse der Fremdherrschaft durch Italien und der Befreiung durch England nicht voraussetzen.

Um eine richtige Vorstellung vom Lande zu gewinnen, darf man an einigen grundlegenden Faktoren nicht vorbeigehen. Noch immer sind 95% der Bevölkerung Analphabeten. Darum gilt auch die Hauptsorge der Regierung, und das bedeutet: des Kaisers, dem Schulwesen. Früher kümmerten sich darum nur die christlichen Missionen, jetzt wendet der Staat ein Fünftel seiner Ausgaben daran. Das Ziel, allen Kindern das Lesen und Schreiben beizubringen, kann selbstverständlich nur sehr langsam erreicht werden; vorläufig könnte man mit den vorhandenen Lehrkräften kaum den zehnten Teil erfassen, von allen anderen Schwierigkeiten abgesehen. Ebenso schwer ist es, eine geistige Führungsschicht im modernen Sinne heranzubilden. Eine Universität gibt es noch nicht (sie ist für absehbare Zeit geplant), wohl aber seit drei Jahren ein Universitätskollege, das für den Besuch ausländischer Hochschulen vorbereitet. Von den äthiopischen Studenten im Ausland holt sich ein Dutzend in der Bundesrepublik seine akademische Bildung. Wie steht es mit vielberufenen Sklaverei? Man erinnert sich, daß in den zwanziger Jahren sich der Völkerbund mit den Fragen der Sklavenhaltung und Sklavenhandel in Äthiopien befaßte, wie es jetzt die Vereinten Nationen — mit bisher ge-

ringem Erfolg — mit dem Problem der Zwangsarbeit in der Welt tun. Von äthiopischer Seite sind die entscheidenden Schritte 1924 und 1942 erfolgt. 1924 wurde ein Gesetz „für Befreiung und Schutz der Sklaven“ erlassen, das die Freiheit erst vorbereitete und den Schutz als wichtiger erklärte. Darin heißt es sogar ausdrücklich, die sofortige Freilassung aller Sklaven werde mit voller Absicht zu deren Bestem und zum Besten des Landes nicht durchgeführt. Abgeschafft ist die Sklaverei als Einrichtung seit 1942. Aber da nur Sklavenhandel und gewaltsames Festhalten der von ihren Herren wegstrebbenden Leibeigenen strafbar sind, wird von dem Recht völliger persönlicher Freiheit sicherlich nur von einem Teil der 12 Millionen betragenden Bevölkerung Gebrauch gemacht. Nur so ist es zu verstehen, wenn man noch immer von Sklaverei in Äthiopien spricht. Zwischen den zahlreichen Völkern, ja Rassen im Lande gibt es keine gesetzliche Schranke, aber sie führen doch ihr Sonderleben und haben ihr deutliches soziales Gefälle. So sind die Amharen unbestritten das Herrenvolk. Sie sind innerhalb Äthiopiens die eigentliche Kolonialmacht — wie es denn überhaupt am Abend der weißen Kolonial-epoche im schwarzen Erdteil deutlich gesagt werden muß, daß es Kolonialismus auch innerhalb der farbigen Rassen gab, gibt und geben wird. Erst in den 80er Jahren haben die Amharen von ihrem Kerngebiet aus eine Expansion eingeleitet, die ihnen ein doppelt so großes Territorium einbrachte. Hier bilden sie eben heute die führende Schicht, aus der die kaiserliche Familie, die bis vor kurzem allzu mächtigen Provinzfürsten (Rase), die Kirchenfürsten, die oberen Beamten, aber auch die meisten Grundherren stammen. Die Amharen machen ein Fünftel der Bevölkerung aus. Sie müßten ihre Rolle aufgeben, wenn allgemeine Schulpflicht und allgemeines Stimmrecht herrschen würden. Bis dahin scheint es aber noch weit zu sein. Von den fremden Völkern spielen, wie in ganz Ostafrika, die Inder und die Araber eine wichtige Rolle, vor allem im Handel. Von den Weißen, deren es in der Hauptstadt etwa 10 000 gibt, befindet sich ein erheblicher Teil auf Veranlassung der Regierung im Lande. Auf vielen Gebieten sind sie unentbehrlich und werden es noch auf geraume Zeit bleiben. In manchen Sparten sind sie nach Nationen so gut assortiert, daß man die Hand des vorsichtigen Staatslenkers spürt, der keine Monopole einzelner ausländischer Völker wünscht. Daß in den Jahren nach der Befreiung, die man als nicht ganz uneigennützige Tat britischer Truppen erklärt, die Engländer dominierten und heute vielfach von Amerikanern abgelöst sind, entspricht der Weltlage und zeigt die Grenzen, die auch dieser lenkenden Hand gesetzt sind. Engländer ist der Polizeikommandant der Hauptstadt und der Präsident des obersten Gerichts. Eine britische Militärmission war 10 Jahre lang im Lande, heute ist dafür eine amerikanische da und führt die auf Grund des Verteidigungsabkommens vom Mai 1953 gelieferten Waffen bei den äthiopischen Truppen ein. Amerikaner ist auch der Gouverneur der Staatsbank. Für Garde, Luftwaffe und Polizei sind die Schweden die militärischen Instruktoren. Schon bevor Mussolini das Land überfiel, widmeten sie sich in kleinerem Stil dieser Aufgabe. Manche Beobachter behaupten, wir Deutsche seien in Addis Abeba jetzt im Kommen. Die Zahl unserer Landsleute dort liegt um 250. Wenig hört man mehr, aus naheliegenden Gründen, von der zivilisatorischen Leistung der Italiener, deren Beamte aus der Besetzungszeit verschwunden, deren Kolonisten aber auch zum größten Teil wieder abgewandert sind. Was sie schufen, ist aber nicht gering: Autostraßen, Telefon, Wasserleitungen, elektrische Lichtanlagen und mehr. Der Ausgang des Krieges und die spätere Entscheidung der Vereinten Nationen hat Äthiopien aus italienischer Hand zudem einen ganzen Landesteil zugebracht. Zwar ist Erythräa (D. R. 1951,

S. 161) seit Herbst 1952 mit dem äthiopischen Reich nur föderativ verbunden, es hat seine eigene Regierung und sein eigenes Parlament. Es macht dem „Mutterland“, mit dem es verbunden wurde — es hatte früher nie zu ihm gehört! — durch seine wirtschaftliche Lage als Nichtselbstversorger manche Beschwer, aber es ist durch die jahrzehntelange gründliche kolonialpolitische Durchdringung ohne Zweifel fortgeschrittener und kann Äthiopien vieles bieten. Dieses strebt denn auch deutlich danach, die Föderation durch eine volle Union zu ersetzen.

Sinkiang Ganz selten dringt einmal eine Nachricht über Sinkiang zu uns, und auch dann läßt sich ihre Richtigkeit nicht nachprüfen. Denn dieses Land ist das von allen Küsten fernste und am meisten abgeschiedene Gebiet der Erde, und es ist durch seine Nachbarländer vorzüglich abgeschirmt, die kein Interesse daran haben, die Außenwelt zu informieren. Was dort vorgeht, ist aber für uns interessant. Hier ist ein Versuchsfeld für eine der bedingenden Vorfragen unseres eigenen Schicksals: nämlich das Verhältnis zwischen Sowjetunion und China. Erprobt sich in Sinkiang die Zusammenarbeit zwischen den beiden roten Riesenreichen, oder geht dort ein Stück ihrer Auseinandersetzung und ihres Auseinanderlebens vor sich — auf die wir unsere Hoffnung setzen möchten? Beantworten können wir diese Frage nicht, nur Bausteine zum Verständnis liefern. Eine der letzten Meldungen über Sinkiang, auch sie schon von Herbst 1953 stammend, ging dahin, diese westlichste und größte Provinz Chinas sollte ein autonomes Gebiet werden. Diesen Status hatte die Innere Mongolei schon 1947 bekommen, während ihn sonst nur zahlreiche — über 100 — kleinere Gebiete haben, die sämtlich von nichtchinesischen Völkern bewohnt sind. Letzteres gilt ebenso auch von Sinkiang als Ganzem. Hier sind die Chinesen eine schwache Minderheit und ein Fremdkörper. 70—80% gehören den Turkvölkern an, nämlich (hauptsächlich) Uiguren, sonst Kasachen und Kirgisen, übrigens alle diese dem Islam ergeben. Man hätte auch hier mehrere autonome Gebiete nach den Volksgruppen schaffen, die Provinz also zerschlagen können, aber man hat dies nicht getan und somit dieses dem Reich der Mitte seit dem 18. Jahrhundert zugehörige, von ihm aber immer vernachlässigte Außenland, das nie ein Teil des chinesischen Volksbodens war, als eigenes und nunmehr also autonomes Sondergebiet zusammen gelassen. Was Autonomie praktisch bedeutet, läßt sich aus der Ferne mangels genauer Nachrichten schwer beurteilen. Auch früher, jedenfalls vor der kommunistischen Zeit, reichte der Arm Pekings kaum bis hierher; auch früher führte Sinkiang weitgehend ein Eigenleben unter seinen Gouverneuren. Aber eine selbständige aktive politische Rolle spielte es niemals, es war immer nur Durchzugsland für fremde Völker, später Puffer rivalisierender Mächte und Objekt ihrer Politik. Zu diesen Mächten gehörte früher England, solange sein indischer Besitz es an der Grenze Sinkiangs gegen Kaschmir zum Nachbarn machte. Es war um Indiens willen bemüht, Rußland an einer Festsetzung in Sinkiang zu verhindern. Indien und Pakistan sind hier die Erben Großbritanniens geworden, aber ihre Machtmittel sind geringer. Sie mußte Ende v. J. ihre Konsulate aus Kaschgar, im Südwesten Sinkiangs, zurückziehen, als die Chinesen dies verlangten. Der Grund war, daß Kaschgar, eine größere Garnison chinesischer Truppen mit angeblich zahlreichen sowjetischen Beratern, zum militärischen Sperrgebiet erklärt wurde. Die Sowjetunion setzte in Sinkiang nicht wie an manchen anderen Punkten Asiens die zaristische Politik fort, sondern beschritt zum Teil neue Wege. Im allgemeinen hatte das Zarenreich in seinem Ausdehnungsdrang an den Grenzen Sinkiangs Halt gemacht; im-

merhin war gerade das Gebiet um Kaschgar vor dem Ersten Weltkrieg drei Jahre lang russisch besetzt gewesen. Für das rote Rußland gewann Sinkiang neue Bedeutung. Weil dessen Bevölkerung mit der der mittelasiatischen Sowjetrepubliken national eng verwandt war, lohnte seine Durchdringung schon aus Gründen der Verteidigung, um Widerstandsherde dort gar nicht entstehen zu lassen. Seine bekannten oder vermuteten Rohstoffe (Baumwolle, Kohle, Wolfram, Kupfer, Erdöl) waren interessant, weil sowjetische Industrien verhältnismäßig nahe der Grenze daran Mangel haben. Es sah zeitenweise so aus, als ob die allgemein beobachtete expansive Tendenz der Sowjetpolitik in Mittelasien sich auch hier erfolgreich durchsetzen würde wie an anderen Stellen. Das Ergebnis könnte so sein wie in Tanu-Tuva, das in der Sowjetunion aufgegangen ist. Es konnte dem der Äußeren Mongolei ähneln, die äußerlich unabhängig, aber mit Moskau zumindest gleichgeschaltet ist. Aber mit Sinkiang ging es doch noch anders. Das Hin und Her in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren ist zum guten Teil aufgeheilt. Die amerikanische außenpolitische Zeitschrift „Foreign Affairs“ vom April 1954 bringt hierüber neben schon bisher bekannten Fakten neue Einzelheiten aus der Feder eines Chinesen, der aus chinesischen, russischen, amerikanischen und englischen Quellen schöpft, aber auch Sven Hedin als Zeugen heranzieht. Die Geschichte dieser Jahrzehnte ist verworren, und es klärt das Gesamtbild nicht, wenn man ihre einzelnen Daten aufzählt. Da treten einige scharf profilierte, lang regierende und scheinbar mächtige Gouverneure auf, die doch ihrerseits wieder stärkeren Mächten Zugeständnisse machen mußten — und das waren oft die Sowjets. Mehrmals begann ein Gouverneur seine Laufbahn sowjetfeindlich, um sich dann den fremden Einflüssen zu beugen, oder aber auch sowjetische Hilfe gegen innere Feinde anzurufen. Das war in den 30er Jahren der Fall, als der Dunganengeneral Ma sich gegen den offiziellen Machthaber empörte. Der endliche Sieg über diesen wurde nur mit Sowjethilfe errungen, diese aber forderte ihren Preis. Sven Hedin bezeugt 1934 die herrschende Stellung des sowjetischen Generalkonsuls in Tichwa (= Urumtschi, Hauptstadt von Sinkiang), der sich auch über Befehle des Gouverneurs hinwegsetzte. Schon 1931 hatte ein Abkommen der Sinkianger Provinzregierung, welche die damalige chinesische Zentralregierung in Nanking amtlich gar nicht erfuhr, den Sowjets große Vorrechte im Lande eingeräumt. Vorstöße und Rückschläge der sowjetischen Wirtschaftsoffensive und der politischen und stellen- und zeitenweise sogar auch militärischen Invasion wurden von den auch uns geläufigen großen Ereignissen mitbestimmt: von dem japanischen Krieg mit China ab 1937, in dem die Sowjets den Chinesen mit Geld und Material, das durch Sinkiang seinen Weg nahm, halfen, der jedoch China erst recht zur Abwehr unerwünschter Einflußnahme in Sinkiang durch den neuen Gönner unfähig machte; später von dem deutsch-sowjetischen Krieg. Hier zeigt sich, daß auch wir, die doch zu Sinkiang ohne jede Beziehung waren, eine Rolle für sein Schicksal spielten: in den Jahren von der Bedrohung Moskaus bis zur Wendung des Kriegsglücks in Rußland ging ungefähr alles an sowjetischem Einfluß in Sinkiang wieder verloren. Der Gouverneur konnte oder mußte wieder Anschluß bei der Nationalregierung von Tschungking suchen, ein über das Abkommen von 1931 noch weit hinausgehendes, 1940 erzwungenes Abkommen über wirtschaftliche Nutzungsrechte wurde gekündigt, die sowjetischen Einheiten zogen ab, die wirtschaftlichen Unternehmungen wurden eingestellt. Mit unserer Niederlage war denn auch die Wiederaufnahme der alten Ansätze der Sowjets in Sinkiang verbunden, weil sie die Hände wieder frei hatten. Auf Ölfeldern und in Wolframgruben in Sinkiang wurden sie wieder aktiv, und

von ihnen unterstützte Aufstände schwächten den chinesischen Einfluß. Der neue Faktor in der Entwicklung war dann aber der Sieg der Kommunisten in China. Für Sinkiang ist dieser Sieg auf Herbst 1949 anzusetzen, damals trat die Provinz zu Maotse-Tung über. In die erste Hälfte von 1950 fällt dann, bald nach dem Abschluß des sowjetisch-chinesischen Bündnispaktes, ein besonderes Abkommen über Sinkiang. Nicht über dessen politischen Status, denn die Unterstellung unter die chinesische Volksrepublik Mao's blieb fortan außer Zweifel. Wohl aber über die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes. Gemischte sowjetisch-chinesische Gesellschaften für Erdölgewinnung und für den Abbau von Edel- und Buntmetallen wurden geschaffen. Wir wissen nicht, wie sich diese Gemeinschaft praktisch auswirkt. Die Schlußfolgerung im Aufsatz aus den „Foreign Affairs“, Sinkiang befinde sich damit endgültig in sowjetischer Hand, ist unbewiesen. Wohl hat Moskau in diesem Gebiet mehr zu sagen und mehr zu holen als im übrigen China. Aber was dies heißt, hat sich in den vier Jahren seit Bestehens des Abkommens für die Außenwelt nicht erwiesen. Es gehört mit zum Geheimnis, das über dem sowjetisch-chinesischen Verhältnis schwebt.

Hadramaut Es lohnt, über die südarabische Küstenlandschaft Hadramaut (vgl. D. R. Heft 7/1954, S. 710) sich ein wenig gründlicher zu unterrichten. Der Name schon klingt märchenhaft. Die Erinnerung an die Königin von Saba regt die Phantasie weiter an, wenn auch Lage und Grenzen des Sabäerreiches sehr strittig sind und die Mehrzahl der Gelehrten annimmt, dieses alte Reich habe weiter westlich gelegen. Seltsam muten die Hochhäuser in den Städten an, die wir in manchen Reisewerken abgebildet finden. Denn ein völlig verschlossenes Land war Hadramaut nicht, und Forschungsreisende verschiedener Völker haben sich hier versucht, auch unser großer Afrikaforscher Wißmann. Wir haben seit einigen Jahren in deutscher Ausgabe ein abenteuerlich anmutendes, aber in jeder Zeile glaubhaftes Buch des britischen Kolonialpioniers *Harold Ingrams* („*Befriedete Wüste. Durch Wadis und Städte von Hadramaut*“). Wiesbaden 1950, Rohrer Verlag). Wenig älter ist das in London erschienene „*Aden to the Hadhramaut*“ des Forschers van der Meulen. Dieser überschreibt sein letztes Kapitel „*Baumeister eines neuen Hadramaut*“ und preist als den wichtigsten dieser Baumeister im politischen Sinne eben den Engländer Ingrams. Dieser kann daher seinem eigenen Buch in der deutschen Ausgabe mit vollem Recht den Titel *Befriedete Wüste* geben. Sulh Ingrams, Ingrams-Friede, ist im Hadramaut ein fester Begriff, denn er hat in unermüdlicher Tätigkeit in diesem Gebiet Frieden geschaffen, nämlich Landfrieden im Sinne unserer älteren Geschichte. Dies ist für uns Zeitgenossen die interessanteste Seite an Hadramaut. Hier hat sich in den dreißiger und vierziger Jahren, den besonders friedlosen für uns und eigentlich die ganze Welt, dieses Stück britischer Kolonialgeschichte abgespielt, das vielleicht eines der allerletzten Kapitel dieser Geschichte ist, aber sicher eines der rühmlichsten. Selbstverständlich kann es vom Standpunkt eines Staates aus gesehen keine wirklich uneigennützige Kolonialpolitik geben, und wir haben gelernt, alle goldenen Worte der Staatsmänner hierüber auf ihren sehr schmalen Wahrheitsgehalt zurückzuführen. Aber ebenso sicher ist, daß der einzelne oft — ob es ein Lawrence oder Ingrams war, um zwei Beispiele aus dem britisch-arabischen Verhältnis zu nennen — ehrlich in erster Linie den Völkern dienen wollte, unter denen er wirkte, und daß es ihm auch weitgehend gelungen ist. Bei Ingrams ist denn auch die Sorge, das von ihm gewonnene Kapital an Vertrauen könne durch schlechte Politik vergeudet werden, andere könnten mit seinem Namen Mißbrauch

treiben, deutlich zu spüren. Ebenso berechtigt ist die Sorge, daß sein Werk den Stürmen der Zeit nicht standhalten möge. Bisher haben sich beide Befürchtungen als unbegründet erwiesen. Zwar ist der Hadramaut in politischer Hinsicht gewiß kein Paradies, und Rückfälle in die frühere Zeit des Faustrechtes gibt es jedenfalls im kleinen Maßstab noch immer, aber im ganzen hält der Landfriede zum Besten aller Teilgewalten im Wüstenlande an, und zwar ohne stark fühlbaren militärischen Druck der Briten, die im losen Protektorsverhältnis zu den Hadramaut-Staaten stehen. Versuche, hier unmittelbar zu verwalten, die Araber durch allzu starkes Eindringen zu verärgern, werden nach Möglichkeit nicht gemacht; behutsame Behandlung gehört zum politischen Weistum der Briten in dieser überreifen Epoche des Kolonialismus, und dies um so leichter, als nichts den Briten hier ein anderes Vorgehen aufzwingt. Dennoch herrscht mit dem bestehenden Zustand keineswegs volle Zufriedenheit. In der Presse von Aden kann man gelegentlich bewegliche Klagen lesen über die traurige wirtschaftliche Lage des Hadramaut, an der die lokalen Machthaber mit schuld sein sollen und für welche die Protektorsmacht keine Abhilfe schüfe. Das wirtschaftliche Elend treibe die Hadramis zur Auswanderung, aber draußen fänden sie auch nicht so leicht eine Existenz. Das ist im Grunde eine ganz alte Erscheinung. Niemals konnten die Hadramis allein von ihrem Boden leben. Dazu ist das Land im ganzen zu wenig fruchtbar, und nur die Entdeckung von Wasser könnte hier einen Wandel schaffen. Im Altertum war der wichtigste Nebenerwerb der Bewohner der Weihrauchhandel. Der Hadramaut war dafür berühmt. Zur Auswanderung wurden aber viele Hadramis aus wirtschaftlicher Not schon seit langem immer wieder getrieben. Man findet sie heute in Saudi-Arabien, in Zanzibar und im übrigen Ostafrika, in Indien, in Indonesien und in Singapur. Wo sie in diesen anderen Rändländern des allen gemeinsamen Ozeans, des Indischen, mit fremden Rassen, etwa Indern oder Chinesen, zusammen auftreten, bilden sie jenen gegenüber stets eine schwache Minderheit, aber sie behaupten sich immer in ihrer Eigenart. Es geht der Masse draußen wirtschaftlich schlecht, aber von einer dünnen, führenden Schicht gilt genau das Gegenteil. Sie sind mächtige und reiche Leute. In Madras und in Haidarabad sind sie mehr durch ihre Krieger Eigenschaften nach oben gekommen. Anderwärts sind sie als Händler und als Kapitalisten groß. In Indonesien gibt es eine ganze Anzahl (ehemals) regierender Sultansfamilien, die aus Hadramaut stammen. Viele Geschäftshäuser in Singapur und in Djakarta gehören Hadramis. Die Gesamtzahl der Hadrami-Emigranten, der erfolgreichen und der arm gebliebenen, ist auch schätzungsweise nicht bekannt. In Java gilt die Zahl 70 000 als die richtige. Ob die erfolgreiche Oberschicht in diesen Hadrami-Kolonien im Ausland mit der Oberschicht des Hadramaut identisch ist, ist eine interessante soziologische und Rassenfrage, die sich im großen ganzen bejahen läßt. Im Lande selbst geht jedenfalls die städtische Oberschicht hauptsächlich auf 80 Familien zurück, die vor tausend Jahren aus dem Irak kamen, und zwar mit dem Ahnherrn der Seyyiden, die ihrerseits wieder eine besonders gehobene Gruppe bilden. Doch hat als Folge der ehemals unaufhörlichen inneren Wirren auch ein Auf und Ab der Stämme, Familien, Rassen stattgefunden. Die Reichen unter den Ausgewanderten trugen die alte Heimat. Insofern kann man sagen, daß Java und Singapur die vielstöckigen Paläste der Hadramautstädte Seiyun und Rarim gebaut haben. Darum brachte der Zweite Weltkrieg, in dessen Verlauf Singapur und Java von den Japanern erobert und damit von Arabien verkehrsmäßig abgeschnitten wurden, Not und Elend über den Hadramaut, während heute die alten Quellen wieder fließen. Die beiden Hadrami-

Staaten sind der der Quaiti und der der Kathiri. Der erstere ist ein aus dem Jemen kommender Stamm, der den Kathiri die Herrschaft über den größten Teil des Landes entriß. Die Rivalität zwischen diesen beiden Staaten, wenn man ihnen diesen Namen geben will, bestimmte weitgehend die Geschichte des letzten Jahrhunderts, aber daneben standen unzählige Einzelfehden. Als 1936 1400 Stämme und Stammesteile nach unendlich vielen einzelnen Verhandlungen einen allgemeinen Waffenstillstand schlossen, der zunächst auf wenige Jahre beschränkt war, sich aber dann zum dauernden Landfrieden entwickelte, begann wirklich, wie Ingrams mit Stolz schreibt, ein neues Zeitalter in der Geschichte des Hadramaut. Jetzt wird von einer möglichen Zusammenlegung von Quaiti und Kathiri gesprochen. Auch ohne sie scheint das interessante Wüstenland sich weiter friedlich und gedeihlich zu entwickeln — im Rahmen seiner bescheidenen Mittel.

Gibraltar 250 Jahre in englischem Besitz

Wenn am Morgen des 24. Juli, so wie an jedem Tag seit 250 Jahren, der Trompeter der Festung Gibraltar den Morgenruf bläst und auf dem Flaggenmast die britische Fahne hochgeht, wird ein Korporal des Artillerieregiments auf die Spitze des Felsens steigen, von dem aus Großbritannien nun genau ein Vierteljahrtausend den Eingang zum Mittelmeer bewacht, und einen Sack mit Erdnüssen unter die Affen verteilen, die den Felsen bewohnen. Der Legende nach wird Gibraltar so lange englisch bleiben, wie die Affen den Felsen nicht verlassen. Und da das britische Parlament pro Affe und Tag vier Pence, das sind 20 Pfennig, als Erdnußration bewilligt hat, haben diese Tiere — die einzigen frei lebenden Affen in Europa — keinen Anlaß, den englischen Anspruch auf Gibraltar durch eine Flucht in hungrige Ungewißheit zu gefährden.

Besteht Englands Anspruch zu Recht? Oder ist Spaniens Forderung nach Rückgabe des Felsens, die seit einem Jahre wieder stürmischer erhoben wird, stärker gerechtfertigt? Vom geographischen Standpunkt aus ist Gibraltar zweifellos ein Teil des spanischen Festlands. Vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt bildet die Tatsache, daß Gibraltar eine britische Festungsstadt ist, einen Gewinn für Spanien, der sich in der Zahlungsbilanz mit einem jährlichen Aktivsaldo von zwei Millionen Pfund Sterling und in der Beschäftigungsstatistik mit 4000 regelmäßig in Gibraltar arbeitenden Spaniern ausdrückt. Als spanischer Besitz wäre die nur 4 qkm große Felsenkolonie, auf der nur Fichten und wilde Olivenbäume gedeihen, wirtschaftlich bedeutungslos. Auf diesen 4 qkm leben heute 24 000 Menschen. Damit ist Gibraltar das dichtbevölkerteste Gebiet Europas, das auf der Erde nur von einem Staatsgebiet übertroffen wird: der portugiesischen Kolonie Macao, wo auf 10 qkm 157 000 Menschen wohnen.

Vom ethnischen Standpunkt aus ist Gibraltar weder spanisch noch englisch. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist italienischen Ursprungs. Die nächstgrößte Bevölkerungsgruppe stammt als Malta. Die Spanier selbst bilden, seitdem ihre Vorfahren nach dem Fall der Festung vor 250 Jahren in das benachbarte Dorf San Roque abgezogen sind, nur eine kleine Minderheit.

Gibt nun eine historische Beleuchtung vielleicht mehr Aufschluß über das Für und Wider in Gibraltar? Bis 711 n. Chr. war der Felsen nicht ständig bewohnt. Nach dem Einfall der Mauren baute ihr Feldherr Tarik ibn Zayad im genannten Jahre eine Burg auf dem Felsen, um seine Verbindung zum afrikanischen Heimatland zu sichern. Seitdem heißt der Fels, welcher der Antike unter dem Namen Calpe bekannt war, Gibraltar — der Gipfel des Tarik. — Mit Ausnahme von 24 Jahren — von 1309 bis 1333 — in denen

der Spanier Don Alonzo de Guzman die Burg besetzt hielt, blieb Gibraltar bis 1462 in maurischem Besitz; insgesamt 727 Jahre! 1462 stürmte Don Alonzo de Arcos die Festung, die dann 242 Jahre, bis zum Juli 1704, spanisch war. Seit diesem Tage ist sie in englischer Hand. Wenn also die Besetzungsdauer einen legitimen Besitztitel bilden würde, müßte man Gibraltar heute den Mauren geben.

Und wie sieht es vom vertragsrechtlichen Standpunkt aus? Als der fünfunddreißigjährige Landgraf Georg von Hessen im Juli 1704 von einer englisch-holländischen Flotte mit 4000 Mann in Gibraltar an Land gesetzt wurde und nach einem kurzen Gefecht die Festung stürmte, hißte er die österreichische Flagge und erklärte den Thronprätendenten der englisch-habsburgischen Partei im spanischen Erbfolgekrieg, den Erzherzog Karl von Habsburg, zum König von Spanien. Aber der Befehlshaber der Flotte, der englische Admiral Rocke, dem in diesem Kriege bis dahin keine Erfolge beschieden gewesen waren, ergriff von der Festung kurzerhand Besitz für seine Königin. Es war dies, wenn auch kein Vertragsbruch, so doch ein Vertrauensbruch. Neun Jahre später, im Friedensvertrag von Utrecht, der nicht Karl von Habsburg, sondern den Bourbonen Philipp, den Enkel Ludwig XIV., auf den spanischen Thron brachte, trat Spanien Gibraltar „eindeutig, vorbehaltlos und für alle Zeiten“ an Großbritannien ab und bestätigte den englischen Anspruch später in den Friedensverträgen von Sevilla (1729), Wien (1731) und Versailles (1783). Aber die spanischen Könige bis Alfonso XIII. bezeichneten sich weiter als „Herrscher von Gibraltar“ und versuchten im 18. Jahrhundert zweimal, die Festung zurückzugewinnen. Nach der zweiten Belagerung, an der auch französische Truppen teilnahmen und die vier Jahre dauerte, erklärte sich die spanische Regierung bereit, den Anspruch auf Gibraltar aufzugeben, falls England Minorca und Florida an Spanien abtreten würde. England ging hierauf ein, und das Abkommen wurde im Verträge von Versailles besiegelt. Dieses Tauschgeschäft könnte Spanien heute allerdings nicht mehr rückgängig machen, denn es hat Florida bereits 1819 an die Vereinigten Staaten von Amerika verkauft.

Gegen Friedensverträge kann man häufig einwenden, daß sie nichts anderes als die dem Unterlegenen vom Sieger abgenötigte rechtliche Anerkennung unverhüllten Länderraubes seien. Auch auf den Frieden von Utrecht und die Verträge von Sevilla und Wien mag dies zum Teil zutreffen. Der Friede von Versailles im Jahre 1783 aber wurde zwischen Staaten abgeschlossen, die unbesiegt waren, aber einen langen und kostspieligen Krieg durch einen Kompromißfrieden beendigen wollten. Diesem Verträge käme also, auch vom moralischen Gesichtspunkt aus, volle Gültigkeit zu.

Hat heute, im Zeitalter der Atomwaffen, Gibraltar für Großbritannien noch strategische Bedeutung? Die Felsenstadt, die in Friedenszeiten über eine Garnison von 6000 Soldaten verfügt, gilt mit ihren unterirdischen Munitionslagern und Kasernen, mit den tief in den Felsen eingebauten Waffenwerkstätten, dem Elektrizitätswerk und Krankenhaus, mit den getarnten Küstenbatterien und den tiefen Kasematten als die atomsicherste Festung der Welt. Ihr größter Nachteil ist die Beschränktheit des Raumes. Der Flugplatz auf der Landenge, die Gibraltar mit dem Festland verbindet, wird durch den steilen Felsen an seinem Rande zu sehr bedrängt, um als Flugplatz für Kampfflugzeuge größere Bedeutung zu haben. Und selbst der Hafen ist so klein, daß während des Zweiten Weltkrieges die englischen Geleitzüge in der Bucht von Algeciras, also in spanischen Gewässern, zusammengestellt werden mußten. Dies bestätigt eine alte — und auch in England nicht bestrittene — Wahrheit: daß Gibraltar für England nur von Nutzen sein kann,

wenn das spanische Hinterland zumindest neutral, wenn nicht wohlwollend, gesinnt ist. In den beiden Weltkriegen war dies mehr oder weniger der Fall, und die Festung bot Großbritannien im Unterseebootkrieg einen Stützpunkt, dessen strategische Bedeutung nicht zu übertreffen war. Sie hat den alliierten Sieg im Mittelmeer erleichtert, wenn nicht gar ermöglicht.

Ihre heutige Kampagne für die Rückgabe Gibraltars begründet die Regierung Francos unter anderem damit, daß England in beiden Weltkriegen, als das Kriegsglück auf seiten Deutschlands zu sein schien, eine Freigabe der Felsenfestung nach Kriegsende versprochen hätte. Im Ersten Weltkrieg hat Englands damaliger Premierminister Lloyd George 1917, als der deutsche Unterseebootkrieg am erfolgreichsten war, tatsächlich einen Plan erwogen, Gibraltar gegen Ceuta auszutauschen, falls Spanien auf seiten der Westmächte in den Krieg eintreten würde. Aber nach dem Fall der spanischen Regierung Romanones und dem Abflauen der deutschen U-Booterfolge wurde dieser Plan vergessen. Über die Versprechungen, die England während des letzten Krieges dem spanischen Gesandten in London, dem Herzog von Alba, gemacht haben soll, erklärte Churchill in einem Brief an den amerikanischen Außenminister im Juni 1940: „Ich bin fest überzeugt, daß wir nichts damit gewinnen, wenn wir vorschlagen, Gibraltar nach Kriegsende zur Debatte zu stellen. Die Spanier wissen: Wenn wir siegen, wird eine solche Diskussion fruchtlos sein. Und wenn wir verlieren, wird sie unnötig sein. Ich glaube nicht, daß bloßes Gerede einen spanischen Entschluß beeinflussen kann.“

Franco hat in seiner Kampagne für die Rückgabe Gibraltars im letzten Jahre zwei neue Schritte unternommen: Er hat erklärt, daß er die Festung auf mehrere Jahrzehnte an die Engländer verpachten würde, falls diese die spanische Oberhoheit anerkennen. Und er hat Cadix, den am westlichen Ende der Meerenge von Cadix gelegenen Hafen, als ersten den Amerikanern als Flottenstützpunkt überlassen, um so ein Gegengewicht gegen England zu schaffen. England aber hat sich dadurch in seinem Anspruch auf Gibraltar nicht beirren lassen. Und die Redensart „so sicher wie der Felsen von Gibraltar“ hat in England durch die Erfahrungen der zwei letzten Weltkriege an Gültigkeit wohl nur noch gewonnen.

Friedrich Ratzel zum Gedächtnis
(† 10. 8. 1904)

Die junge Generation von heute kann sich nur schwer ein Bild von dem Allgemeinzustand der geographischen Forschung um die Jahrhundertwende machen. Was der Laie — nach heutiger wissenschaftlicher Überzeugung mit vollem Recht — als Endzweck aller einschlägigen Bemühungen betrachtet, die Länderkunde, galt damals als zweitrangig, ja, in methodischer Hinsicht, als fragwürdig. Im Zeitalter des Naturalismus wurde geographische Erkenntnis für gleichbedeutend erachtet mit der Einsicht in räumliche und ursächliche Zusammenhänge der an der Oberfläche unseres Planeten tätigen Naturkräfte, und zwar ohne Rücksicht auf den Menschen und seine Werke.

Es bleibt eines der großen Verdienste Friedrich Ratzels, an diesem weit über das geographische Fachgebiet hinaus grundsätzlich bedeutsamen Punkt Wandel geschaffen zu haben. Im besonderen war ihm die Großtat der erstmaligen *wissenschaftlichen* Darstellung der allgemeinen politischen Geographie vorbehalten. In seinem 1897 erschienenen Werke wird der umfassende Versuch gemacht, den als unwissenschaftlich und unbelebbar verschrienen Gegenstand für die Forschung dauernd zu gewinnen. Im Vollbesitz naturwissenschaftlicher Bildung — Ratzel kam von der Zoologie her — geht er von der unangreifbaren Auffassung des Menschen als eines erdgebundenen

Wesens aus. „Es gibt Eigenschaften des Bodens“, sagt Ratzel, „die sich mit der Macht des Naturgesetzes zur Geltung bringen. Daß sie ruhen können, darf uns nicht täuschen; sie werden erwachen und dann sogleich ihre ganze Kraft entfalten“. Übrigens verwahrt er seinen Standpunkt dagegen, in solcher Voranstellung des „geographischen Elements“ eine materialistische Betrachtung der Menschheit in ihrer Geschichte zu erblicken. Nicht als ob jenes epochale Unternehmen — und sei es nur in den Fachkreisen — „wie eine Bombe eingeschlagen hätte“ — dazu war die professorale Befangenheit im Zeitgeist viel zu mächtig. Nichts bezeichnender als die von „Hochachtung erfüllte Zurückhaltung“, die man dem genialen Forscher gegenüber noch ein volles Jahrzehnt nach seinem Tode bewahrte, bis dann im Ersten Weltkrieg die Schuppen von den bebrillten Augen fielen und der Donner der Geschütze auf den geographischen Lehrkanzeln nicht allein, nein, auch in weitesten Volkskreisen ein verständnisvolles Echo fand: Politik, Wirtschaft, Völker und Staaten führen also doch ihr Dasein nicht ausschließlich in den Bezirken des freischwebenden Geistes, und die Natur (sprich Land und Raum) hat ein gewichtiges Wörtlein mitzureden!

Ungleich klarer, als es Ratzels Zeitgenossen im allgemeinen vermochten, sehen wir Lebenden in ihm den eigentlichen Begründer neuzeitlichen Raumdenkens. Freilich überfallen uns in der Mitte des 20. Jahrhunderts gelegentlich Skrupel, wie herrlich weit wir es in dieser Richtung brachten. Gewiß, die ernsthafte Forschung bleibt von solcherlei Skepsis unberührt, mag man an Stichworte denken wie „Raumforschung und Raumordnung“ oder was immer sonst Vergleichbares. Allein in Sachen „Geopolitik“ stock' ich schon. Karl Haushofer, der sich urbi et orbi als Schüler Ratzels zu empfehlen pflegte, hätte besser daran getan, bevor er die Geopolitik auf dem journalistischen Markt zum allseits beliebten Modeartikel werden ließ, die frühgeborene Wissenschaft erkenntnistheoretisch zu umreißen und ihre Grundlagen sicherzustellen. Und wenn die neusthochdeutsche Sprache in Form wahllosen Gebrauchs des Wortes „Raum“ — als wäre nichts geschehen — der geopolitischen Spukwelt der 20er und 30er Jahre zu einem verlängerten Scheindasein verhilft, geschieht auch dies nicht gerade im Sinne Ratzels, dessen kritischer Geist allüberall die Grenzen des Möglichen und wissenschaftlich Vertretbaren abzutasten eifrig bemüht war!

Neben und mit der Wissenschaft redete inzwischen das geschichtlich-politische Leben unmißverständlich zu den Hinterbliebenen zweier Weltkriege. Galt noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts außer dem abendländischen Kulturkreis einzig die Antike als „geschichtswürdig“, so treiben wir heute in der Tat Weltgeschichte eigentlich Sinnes. Angesichts des von Ratzelschüler Hans Helmolt 1899/1907 herausgegebenen Werkes, das erstmals die außereuropäischen Völker als grundsätzlich gleichberechtigt in den universalhistorischen Rahmen einbezog, spüren wir in dem seither erfolgten Wandel der Dinge gleichfalls den Einfluß des großen Leipziger Geographen.

Jenseits aller sachlichen Anteilnahme endlich, auch der historisch-politischen, liegt der vielleicht lichtvollste, um nicht zu sagen der persönlich beglückende Teil von Ratzels Vermächtnis. Neben der posthum zusammengefaßten „Kleinen Schriften“, die manches Kleinod aus der journalistischen Arbeit des Gelehrten der Nachwelt erhalten, sei vor allem das für jeden Naturfreund überaus anregenden Büchleins „Über Naturschilderung“ gedacht. Nicht zu vergessen eine seiner letzten Schriften: „Deutschland, Einführung in die Heimatkunde“, deren 6. Neuauflage Erich von Drygalski bearbeitete. Wir zögern nicht, Viktor Hantzsch's in der Allgemeinen Deutschen Biographie niedergelegtes Urteil zu unterschreiben. Hantzsch sieht in Ratzel „einen

Mann von universaler Vielseitigkeit, erstaunlichem Wissen, seltener Schaffenskraft und ungewöhnlicher literarischer Fruchtbarkeit, einen ideenreichen Gelehrten in mehr als einem Gebiete der Wissenschaft, eine feinsinnige Künstlernatur und nicht zuletzt einen Meister des deutschen Stils. Noch in Jahrhunderten wird ihn die dankbare Nachwelt unter die führenden Geister der Zeit um die Jahrhundertwende rechnen.“

Max Fischer † Vor vier Wochen schrieb er, daß er etwa am 20. Juni in Bremen einlaufen, Verwandte in Würzburg besuchen, dann die geplante Vortagsreise durch Deutschland beginnen und nachher sich auf einer Höhe über dem Rhein erholen wolle. Am 18. Juni kam aus New York die Nachricht, daß der Zweiundsechzigjährige unmittelbar vor Antritt der Reise plötzlich gestorben ist. Deutschland hat mit ihm einen guten Verbindungsmann jenseits des Ozeans verloren. Max Fischer war gebürtiger Schlesier und Jude. Er studierte in Heidelberg und trat dort zum katholischen Glauben über. Der Gedichtband „Medard ruft in die Welt“ ist ein dichterischer Niederschlag seines Glaubenslebens. Diesem Buche folgten Bücher über Kleist, Strindberg und Dante. Eine enge Freundschaft verband ihn mit Alfred Mombert. Für echte Dichtung hatte er einen vortrefflichen Spürsinn. Er gehörte zu den Entdeckern der Elisabeth Langgässer. Jahrelang ist er Mitherausgeber des „Hochland“ gewesen, später Auslandsredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“. Er war ein weltoffener Geist und besaß jene in Deutschland nicht häufig anzutreffende Fähigkeit, einen lauterem Konservatismus mit leidenschaftlichem Teilnehmen an modernen Kunststreben und dichterischer Erneuerung organisch zu verknüpfen. Er gehörte zum Kreis um Moeller van den Bruck und war begeisterter Vorkämpfer des „Blauen Reiter“ und der Dresdener „Brücke“. Um 1930 herum führte er in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Der Vorstoß“ in Berlin einen zähen Kampf gegen den Materialismus der Linksparteien und für eine Vergeistigung der nationalen Kräfte. Vor dem Machtantritt Hitlers mußte er die Waffen strecken. Er emigrierte mit sehr schmerzlichen Gefühlen im Sommer 1935 und hat fast zwei Jahrzehnte lang der deutschen Sache in der Welt hervorragende Dienste getan durch seine ständige Mitarbeit an der New Yorker Staatszeitung. Deutsch von Erbe und Anlage her — redlich und tapfer — im geistigen Streben Kosmopolit: ein sehr tüchtiger Mann ist von uns gegangen.

Mike Holzhammer Dreiundzwanzig Millionen Exemplare von sieben Romanen *Mickey Spillanes* wurden verkauft, vor allem in den Vereinigten Staaten, aber auch in England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Holland, Finnland, Portugal und in der Bundesrepublik. Die deutsche Auflage des Amsel-Verlages in West-Berlin beträgt zehntausend Exemplare pro Titel. Sie fällt äußerlich durch wilde Mädchen auf und innen durch Flüchtigkeitsfelder des Setzers und orthographische und grammatische Schnitzer des Übersetzers. Spillane „macht“ fünfzigtausend bis hunderttausend Dollar pro Buch. Mike Hammer, der Held der Mickey Spillane-Kriminalromane, hat Pech bei den Frauen, obwohl sie ihm mit Vorliebe hingebungsvoll und sehr lebendig begegnen. Aber die Schönste unter ihnen ist leider meist die Verbrecherischste, und so bleibt Mike nichts anderes übrig, als im letzten Moment mit Hilfe seines Colts ungalant zu werden. Und das, obwohl diese Damen meist im gleichen Augenblick sehr drastisch zeigen, wie schade es um sie ist. Einmal zwingen sich Mike Hammer und sein Opfer sogar gegenseitig zu einer Entkleidungsszene. Aber es handelt sich dabei nicht einfach

um Pornographie. Die beiden wollen nur an Hand gewisser körperlicher Merkmale einander ihre Identität nachweisen, und dabei stellt sich heraus, daß sie Mann und Frau sind! So anständig geht es bei Spillane zu. Und was den Sadismus angeht, so ist Mike Hammer ebenfalls unschuldig. Denn wenn die Berufspolizei ihm den Waffenschein wegnimmt, so bleibt ihm doch nichts anderes übrig, als seine Feinde mit den bloßen Fäusten zu zerlegen. Spillane hat also für Sex und Sadismus nach Möglichkeit ein Alibi erbracht. Darin liegt seine geistige Leistung. Kriminalistisch stimmt es sonst nicht so recht mit seinen Romanen. Aber das wäre auch zu viel verlangt, denn erst schreibt er den saftigen Schluß, dann erfindet er einen knalligen Anfang, und dann füllt er halt den leidigen Zwischenraum, so gut es geht. Der irr-sinnige Erfolg seiner Bücher erklärt sich aus ihrer kraftvollen Primitivität. Dieser Mike Hammer reagiert gewissenhaft die angestauten Gelüste des hundertfach gegängelten kleinen Mannes ab. Während er sich im Interesse von Millionen Duckmäusern auslebt, kämpft er für die Gerechtigkeit. Schöner kann man das Angenehme mit dem Nützlichen nicht verbinden. Spillane weiß ganz genau, was er tut. Er fabuliert mit dem Holzhammer, denn er hat sein Handwerk als Verfasser von comic-stripes gelernt, diesen unübertrefflich geistlosen Erzählungen, die als Spruchbänder aufgemalten Abenteurern zum Hals heraushängen. Ganz bestimmt werden wir Mike Holzhammer im Herbst im Kino begegnen können. Spillane ist aber inzwischen ein anderer geworden, nämlich ein Zeuge Jehovas. Welch eine Schreckenskunde für die Millionen von Spillanisten! Und tatsächlich will Mickey nur noch im Sinne Jehovas schreiben. Aber diese neue Masche soll noch aufregender werden, als die alte gewesen ist.

Polnische Straflager

Das kommunistische Regime in Polen und den deutschen Ostgebieten, die unter vorläufiger polnischer Verwaltung stehen, hat im Verlauf der vergangenen neun Jahre hauptsächlich in den deutschen Ostprovinzen zahlreiche Arbeits- und Straflager errichtet, in denen polnische und deutsche Menschen inhaftiert sind. In Oberschlesien ist die größte Zahl der Arbeits- und Straflager für politische Häftlinge deutscher und polnischer Staatsangehörigkeit ermittelt worden. Im Lager *Königshütte* sind 2100 Strafgefangene unter strenger UB-Bewachung (UB = Polnischer Staatssicherheitsdienst) untergebracht. Die insgesamt sieben kleineren Neben- und Außenlager, deren Belegschaft zwischen 30 und 200 Häftlingen schwankt, befinden sich in Laurahütte, Nikolai, Tichau, Birkenthal, Orzesche, Schwientochlowitz und Ruda. Das gesamte Lager beherbergt nach den letzten Informationen fast 300 einwandfrei identifizierte deutsche Staatsangehörige, die von der UB-Lagerverwaltung teilweise als Staatenlose oder polnische Staatsangehörige in den Namenslisten geführt werden. — In der Umgebung von *Ratibor* (Raciborz genannt) besteht ein weiteres Straflager für politische Häftlinge; mit seinen Außenlagern in Groß-Peterwitz (Pietrowice Wilkie), Lubowitz (Lubowice) und in Katscher (Kietrz) sind dort insgesamt 1800 Strafgefangene, darunter 110 Deutsche, inhaftiert, die teilweise schweren Arbeitseinsatz in den umliegenden polnischen Munitionsfabriken leisten müssen. — Das Lager *Guttentag* (Tarnowitzer Höhe) wurde im Oktober 1953 größtenteils aufgelöst und die Insassen — 1500 polnische und 280 deutsche Häftlinge — auf die Straflager in Zentralpolen, Jaworzno (zwischen Krakau und Kattowitz), Warschau und Bromberg verteilt.

1000 Häftlinge, darunter 80 deutsche, sind im Lager *Ruda* (Ruda/Slaska) inhaftiert. Infolge der Reorganisation der Arbeits- und Straflager durch den UB im Oktober 1953 war zunächst nicht ersichtlich, ob dieses Lager ver-

größert oder nach Zentralpolen verlegt wird. Es wurde dann aber doch nicht wesentlich verändert. In diesem Lager befinden sich zahlreiche polnische Bauern aus Oberschlesien, die von polnischen Sondergerichten im Herbst 1953 zu Haftstrafen bis zu 10 Jahren verurteilt wurden, weil sie die ihnen zugewiesenen Bauernstellen verlassen hatten oder aus den polnischen „Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften“ ausgetreten waren. Die Außenlager befinden sich in Mechtal (Miechowiec) und Schönwald (Bojkow). — Im November 1953 wurde in *Proskau* (Proszkow) bei Oppeln (Opole) ein kleineres Straflager errichtet, das 400 Häftlinge, darunter 35 Deutsche, zählt. Das Außenlager befindet sich in Heydebreck (Kedzierzyn); die Insassen müssen im wiederaufgebauten Stickstoffwerk in Heydebreck täglich bis zu elf und dreizehn Stunden arbeiten. — In einem weiteren Lager in *Kattowitz* (jetzt Stalinograd) sind neben 1340 polnischen Häftlingen 340 zu langjährigen Haftstrafen verurteilte Deutsche aus Schlesien und Zentralpolen ermittelt worden. Diese Häftlinge werden bei den Bauarbeiten des Verbindungskanals Oder—Weichsel eingesetzt. Außenlager befinden sich in Olkusz, Chrzanow, Babice, Chelmek und Labiaz. — 190 deutsche Häftlinge sind zusammen mit 1860 polnischen Strafgefangenen im Lager *Myslowitz* untergebracht. Die deutschen Häftlinge stammen aus Ober- und Niederschlesien und befinden sich teilweise seit drei Jahren im Lager. Außenlager in Lazisk, Sczakow und Kostin. — Mit einer schwankenden Belegschaft zwischen 900 und 1450 Häftlingen — keine inhaftierten Deutschen — ist das Lager *Militsch* (Milicz), 50 km nordöstlich von Breslau (Wroclaw), belegt. Außenlager sind in Freyhan (Cieszkow), Sulau (Sulow), Kraschnitz (Krosnice) und Trachenberg (Zmigrod) stationiert. — Zwischen *Waldenburg* (Walbrzych) und Hermsdorf (Sobiecín) sind im Waldenburger Straflager 890 Insassen, darunter 90 Deutsche, seit fünf Jahren inhaftiert; sie wurden von polnischen Militärgerichten abgeurteilt, besitzen kaum noch Kleidung. Außenlager in der Nähe der Ortschaften Bad Salzbrunn (Szczawno Zdroj), Weißstein (Bialy Kamien), Peterswaldau (Pieszyce), Wüstegiersdorf (Gluszyca), Gottesberg (Boguszow) und Burkersdorf (Burkatow). — Zu Beginn des Jahres 1952 errichtete der polnische Staatssicherheitsdienst in *Löwenberg* (Lwowek) und *Goldberg* (Zlotoryja) zwei Sonderlager. In jedem dieser Lager sind 180 bzw. 210 politische Häftlinge inhaftiert. Im Löwenberger Lager befinden sich 10, im Goldberger Lager 12 abgeurteilte Deutsche, denen vorgeworfen wurde, sie hätten mit polnischen Partisanengruppen zusammengearbeitet, polnische Volksarmee-Offiziere erschossen und Versorgungs-Kraftwagen der polnischen Armee in die Luft gesprengt. Zwischen *Brockau* (Brochów) und Breslau wurde in einem Waldkomplex im Januar 1953 ein weiteres Straf- und Arbeitslager des UB errichtet. Dort sind — die Außenlager in Rothbach (Zurawina), Hubertushof (Pustkow/Zurowski) und Blüchersruh (Krobilowice) miteingerechnet — 900 politische Häftlinge untergebracht. In einem Sonder- teil des Hauptlagers und des Außenlagers Rothbach befinden sich durchschnittlich 100 Deserteure der polnischen Armee, die zu Arbeitslagerstrafen bis zu 25 Jahren verurteilt wurden. Keine deutschen Häftlinge. — Im ostpommerschen Küstensperrgebiet in der Nähe *Köslins* (Koszalin) befindet sich ein größeres Arbeitslager mit 1200 bis 1400 Häftlingen, darunter 150 Deutschen (sie werden in den Namenslisten als Staatenlose oder polnische Staatsangehörige geführt, teilweise mußten sie während der Haftzeit für Polen optieren). Sämtliche Häftlinge werden zu Bauarbeiten im Rahmen der militärischen Sicherung der Ostsee-Küste herangezogen. Das Hauptlager befindet sich in Bauernhofen (Chłopy), die drei Außenlager in Funkenhagen (Gaski), Groß-Möllen (Mielno/Koszalinski) und Sorenbohm (Sarbinowo). — Die Ende

1953 ermittelte Zahl der Insassen des Arbeitslagers *Naugard* (Nowogard), die damals fast 4000 betrug, hat sich nach Abschluß der Reorganisation auf knapp 2000 politische Häftlinge verringert (295 deutsche Häftlinge, darunter 70 Jugendliche unter 21 Jahren); die übrigen Häftlinge wurden Anfang 1954 auf andere Lager, teilweise bis nach Schlesien, verteilt. Hauptlager an der Verkehrsstraße Naugard—Massow (Maszewo), in der Nähe der Ortschaft Pflugrade (Redlo), Außenlager in Schönhagen (Osina), Piepenburg (Wyszogóra) und Plathe (Ploty) stationiert. Ferner sind 20 Außenkommandos in einer Stärke zwischen 15 und 20 Häftlingen im Kreis Regenwalde bei Bauarbeiten der polnischen Armee und Luftwaffe eingesetzt. — Das Frauen-Arbeitslager in *Stargard* beherbergt zu 80 v. H. von polnischen Gerichten abgeurteilte Frauen und Mädchen, die ältesten Häftlinge 67 Jahre alt. Der Anteil der deutschen Häftlinge beträgt 70 neben 1700 polnischen weiblichen Häftlingen. 14 Außenlager des Hauptlagers in Kunow (Gryfinski), Werben (Wierzbno), Kollin (Kolin), Zachan (Suchan), Jakobshagen (Dobrzany), Freienwalde (Chociwel), Tornow (Tarnowo/Pomorskie), Nörenberg (Insko), Wangerin (Wegorzyno), Zamzow (Ziemsko), Ruhnow (Runowo/Pomorskie), Daber (Dobra-Nowogarski), Kannenberg (Kania) und Trampke (Trabki). — Das Lager *Schlochau* (Czuchow) wurde zu Beginn des Jahres 1952 zum Durchgangslager für Häftlingstransporte nach der Sowjetunion umgebaut und gemeinsam von dem UB und dem sowjetischen Geheimdienst (MWD) verwaltet.

Innerhalb des Versorgungslagers der sowjetischen Armee in der Sowjetzone Deutschlands, die von hier aus ihren Munitionsnachschub erhält, befindet sich in *Altdamm* (Dabie) ein *Hinrichtungslager* des polnischen und sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, wo die von Militär- und Sondergerichten ausgesprochenen Todesurteile vollstreckt werden. — Das Untersuchungslager der UB-Hauptdienststelle für die „Woiwodschaften“ Stettin und Köslin befindet sich in der Kaszubskastraße in *Stettin* (Szczecin). Hier werden polnische Häftlinge bis zur Aburteilung inhaftiert. — Zwischen *Stuhm* (Sztum) und der Ortschaft Heinrode (Mleczewo) befindet sich das Hauptlager Stuhm mit den drei Außenlagern — in Deutsch-Damerau (Dabrowka/Malborska), Stuhmsdorf (Sztumska) und Rehhof (Ryjewo) — wo insgesamt 1800 politische Häftlinge, darunter 230 Deutsche, inhaftiert sind. Die Insassen werden zu Enttrümmerungsarbeiten und in der Landwirtschaft eingesetzt. — Mit polnischen Häftlingen aus der „Woiwodschaft Gdansk“ (Danzig) ist das Lager *Mariensee*/Danziger Höhe (Przywidz) belegt, deren Zahl zwischen 280 und 300 liegt. — Im polnischen Verwaltungsteil von Ostpreußen befinden sich in *Hohenstein* (Olsztynek), *Passenheim*, Krs. Ortelsburg (Pasym) und in *Wartenburg* (Barczewo) polnische Arbeits- und Straflager. In Hohenstein sind 800 Häftlinge, darunter 55 Deutsche, inhaftiert, in Passenheim 470 (30 Deutsche) — Außenlager in Mensgut (Dzwierzuty), Klein-Jerutten (Goscinko) und Rheinswein (Ransk) — und in Wartenburg 230 polnische und 17 deutsche Häftlinge.

Im sowjetischen Verwaltungsteil von Ostpreußen befinden sich nach den bisher vorliegenden Informationen sechs dem MWD unterstehende Straflager. Im Lager *Kussen*, Kreis Schloßberg, in der Nähe von Schloßberg (Dobrowolsk) sind 3300 sowjetische Zivilisten sowie Litauer, Letten und Estländer inhaftiert; keine Deutschen. Bei der Ortschaft *Heinrichswalde* (Sslavak) sind im Straflager 2500 Insassen, darunter 120 Deutsche, die in der Niederung schweren Arbeitseinsatz leisten müssen. Im Straflager *Pronitten* (Slawjanskoje) sind 1600 sowjetische, estländische und litauische Häftlinge und 150 Deutsche aus Nordostpreußen und dem Memelgebiet untergebracht. Weitere Lager befinden sich in *Domnau* (Domnowo) mit 1000 Häftlingen, in *Zinten*/Kreis Heiligenbeil (Karnowo) mit 2050 Häftlingen, darunter 70 Deut-

schen, und in *Tollmingen* (Tollmingkems) mit 1100 politischen Häftlingen aus Litauen und Estland, sowie abgeurteilten Russen aus Nordostpreußen. Keine Deutschen.

Geschwätz und Wirklichkeit

In den ausgezeichneten Informationen und Berichten vom Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen „Aus der Zone des Unrechts“ wurde am 15. 6. 1954 eine Bilanz des 17. Juni veröffentlicht, aus der wir die nachstehenden Auszüge wiedergeben.

„Nach der Niederschlagung des Aufstandes vom 17. Juni versprach die SED, um die Wogen zu glätten und Zeit zu gewinnen, von Rachemaßnahmen gegen die Teilnehmer des Streiks und der Demonstrationen abzusehen. In die Hände der Staatsorgane gelangte Menschen sollen in ‚Irregeleitete‘ und ‚ehrlche Arbeiter‘ einerseits und in ‚Brandstifter‘ und ‚Provokateure‘ andererseits unterschieden werden. Anfangs schien man sich an dieses Versprechen halten zu wollen. Der größte Teil der verhafteten Demonstranten, die 12 000 nicht überschritten haben dürften, wurden entlassen . . . Doch bald kam es innerhalb der SED um die Frage der Verfolgung der Aufstandsteilnehmer zu Differenzen. Der Verfechter des ‚weichen‘ Kurses, Justizminister Fechner, wurde verhaftet

und machte der radikalen Hilde Benjamin Platz. Auch der aus reinen Zweckmäßigkeitsgründen ‚weiche‘ Chef des SSD, Zaisser, und sein ideologisches Gegenstück Herrnstadt verschwanden von der Bildfläche. Es begann die rücksichtslose Verfolgung der Demonstranten . . .

Beim Untersuchungsausschuß freiheitlicher Juristen wurden bis Anfang Juni 1954 559 verurteilte Demonstranten namentlich registriert. Sieben von ihnen wurden zum Tode verurteilt, fünf erhielten lebenslängliches Zuchthaus, der Rest Freiheitsstrafen in Höhe von 1959 Jahren. In 41 Fällen lau-



teten die Strafen auf 10 Jahre Zuchthaus und darüber . . .

Eine der Lügen, mit denen die SED den Aufstand zu diskreditieren versuchte, war die Behauptung, die Verhafteten und Verurteilten wären ‚in der Mehrzahl klassenfremde Elemente‘ gewesen. Das genaue Gegenteil ist richtig: rund 72% der beim Untersuchungsausschuß registrierten Verurteilten sind einfache Arbeiter, Handwerker oder Bauern. Noch pein-

licher für die SED war die überraschend hohe Beteiligung der Jugendlichen an den Demonstrationen, die sich in der Verurteilten-Statistik mit rund 11% niederschlägt. 26 verurteilte Frauen, die oft nichts anderes taten, als in einem Demonstrationzug mitzulaufen, charakterisieren die Brutalität der SED.

Festzustellen bleibt, daß die beim Untersuchungsausschuß registrierten Juni-Verurteilten keineswegs die Gesamtzahl repräsentieren. Sie müssen mindestens mit zwei, wenn nicht gar mit einem höheren Faktor multipliziert werden, da die Prozesse gegen Aufstandsteilnehmer fast durchweg unter Ausschluß der Öffentlichkeit durchgeführt wurden...“

Auf dem Evangelischen Kirchentag versicherte der an Leibesumfang erstarkte, geistig senil gewordene Otto Nuschke, daß diejenigen ostdeutschen Teilnehmer, die freimütig Klagen geäußert hätten, nicht verfolgt werden würden. Am 15. Juli schon kündigte er an, daß sie ihren in Leipzig vertretenen Standpunkt „noch begründen müßten“, d. h., also belangt würden. Das Gerede des noch dickeren sowjetzonalen Kultusministers Johannes R. Becher darf man noch weniger honorieren. Denn solange solche Prominenz von Moskaus Gnaden zur Blutjustiz der Hilde Benjamin und der Über-Gestapo Ernst Wollwebers schweigen, ihnen also zustimmen, können nur reine Toren oder skrupellose Agitatoren solches Geschwätz ernstnehmen. Das gilt auch für alle sogenannten gesamtdeutschen Gespräche. Das Erwachen der gutgläubigen Westdeutschen wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen. Es gibt mit den Anhängern eines blutbefleckten Terrorsystems für freie Deutsche ebenso wenig irgendeine Gemeinsamkeit wie mit Hitlers Henkern.

Politische Broschüren

Von den politischen Broschüren der letzten Monate sei hier auf folgende hingewiesen:

Monatshefte der Hochschule für Politische Wissenschaften, München:

Helmut Bauer: „Gibt es eine ‚Dritte Kraft‘?“ / Staatspräsident Josip Broz Tito: „Die Wirtschaftspolitik Jugoslawiens“.

Prof. Dr. F. A. v. d. Heydte: „Fiktion und Wirklichkeit der westdeutschen Demokratie“ / Ministerpräsident Dr. Willem Drees: „Der Wiederaufbau der Niederlande“.

Hendrik van Bergh: „Knigge im Umgang mit Russen“.

Prof. Dr. Adolf Grabowsky: „Der Mensch in Staat und Geschichte“.

Dr. Wilhelm Ritter von Schramm: „Erhebung 1944“.

„Sowjetische Auffassungen zur Deutschlandfrage 1945—1953.“ Hrsg. vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen.

Informations- und Nachrichtendienste der Bundespressestelle des DGB. Band VI: 1. 1.—30. 6. 53. Band VII: 1. 7.—31. 12. 1953.

M. E.: Die deutsche konservative Revolution des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden, Necessitas-Verlag.

Nicolai Berdiajew: „Wahrheit und Lüge des Kommunismus.“ Darmstadt, Holle-Verlag.

Der König und sein Vertrauter

Der Roman „Der Marschall und die Gnade“, der im Herbst bei Desch erscheint, schildert die Loslösung Südamerikas von der spanischen Kolonialherrschaft und die Bemühungen Bolivars, in San Martins, Sucre u. a. demokratische Republiken aufzurichten, ebenso die Anstrengungen Spaniens, diesen Kolonial-Kontinent zu behalten. Das hier abgedruckte Kapitel gibt eine Unterhaltung zwischen dem spanischen König und dem Kommandeur eines für Venezuela bestimmten Ersatzheeres wieder. D. R.

Der König kam selbst, kurz vor Weihnachten, als die Glocken schon im Süden anfangen, das Jahr Achtzehnhundertfünfzehn einzuläuten. Er kam ohne große Aufmachung, ganz bescheiden, die Leibwache, die ihn begleitet hatte, lagerte draußen vor Cadiz. Er hatte nur zwei Adjutanten bei sich, ritt gleich an den Hafen und stieg auf das Admiralsschiff. Er trug keine Uniform. Während der Adjutant in die Kajüte lief, ihn anzumelden, ging der König auf und ab, schlug sich beide Arme über die Brust, öffnete sie wieder, hieb wieder zu und schnaufte. Es ging ein kalter Wind. Er fror.

„El Teniente General Don Pablo Morillo“, meldete der Adjutant.

Der General verneigte sich vor seinem König. „Ich grüße meinen König Ferdinand den Siebenten“, sagte er. „Ich grüße Eure Königliche Majestät.“

Obwohl er bestürzt sein mußte über den unerwarteten Besuch, obwohl er in unvorschriftsmäßiger Uniform war, obwohl ihm anzusehen war, daß er geschlafen hatte, verhielt er sich ruhig und gemessen. Ein ausgezeichnet aussehender Mann von arabischem Typus, schmalen Gesicht, kühlen grauen Augen, von brauner Haut, samtschwarzem Haar, ein Mann Mitte der Dreißig, ein sehr hübscher Mann, wenn er nicht eine Lücke im oberen Kiefer gehabt hätte. Die Zähne waren mit einem Stück Lippe herausgeschossen worden. Die Narbe gab dem Gesicht einen ironischen Ausdruck.

„Ich möchte mit Ihnen reden, General“, sagte der König. Sie gingen die Treppe hinunter in die Kajüte. Der König nahm Platz, der General blieb stehen. Der König warf einen Blick auf die zwei kleinen Haifische, die an einer Schnur von der Decke herabhingen.

Der General schaute mit halb geschlossenen Augen auf seinen König hinab, einen Mann von Dreißig, mit hellen Haaren, einem traurigen schwammigen Gesicht. Der König war erkältet, er hielt sich ein Tuch an die Nase und wischte sich hin und wieder die tränenden Augen.

„Dies ist eine alte Stadt, General“, sagte der König mit heller Stimme, „sie hatte einmal fast soviel Ritter wie Rom, als es noch Cäsaren gab, und sehr hübsche Frauen, Tänzerinnen“, betonte er, und es kam ein wolüstiger Zug auf seine schmalen Lippen. „Sie war eine reiche spanische

Stadt, bis die Araber kamen, und als die Araber vertrieben waren, wurde sie von neuem reich, außerordentlich wohlhabend. Sie ist eine Stadt wie London heute, noch reicher als London, obwohl sie zweimal von den Engländern geplündert wurde. Sie sind alle Plünderer, die Engländer, ich hasse die Engländer, General Morillo.“

Der General schwieg. Er wußte, daß Könige andere Menschen sind als diejenigen, die nicht in der Gnade leben, die ohne Salböl sind. Er hatte gemeinsam mit den Engländern um die Freiheit Spaniens gefochten. Er war ein einfacher Mann gewesen, er war in den Freiheitskämpfen General geworden. Wellington, der Seite an Seite mit den spanischen Freiheitstruppen gekämpft hatte, war mit ihm befreundet. Die Engländer hatten die Spanier davor behütet, Franzosen zu werden, als Napoleon seinen Bruder zum spanischen König machte, er wußte das alles. Er hörte zu.

„Es ist lange her“, sagte der König, sein Gesicht zuckte, und seine Hände preßten sich zwischen die Knie, „sie hießen Drake einmal und ein anderes Mal Lord Essex, die Plünderer, aber es ist nicht vergessen.“ Er holte Atem. „Und dann wurde Cadiz wieder mächtig durch die Silberflotten, die aus Südamerika kamen, es wurde die reichste Stadt in Spanien, durch das Gold, den Kaffee, den Zucker und das Kupfer. Wir liebten diese Stadt.“

Der General schwieg.

„Sie wurde unsere schmerzlichste Stadt“, fuhr der König fort, wie wenn er mit sich selbst spräche, „als die Franzosen in Spanien waren, und sie der einzige Ort war, wo noch ein souveränes spanisches Regime saß. Aber es war nicht meine Regierung. Es war eine liberale Junta. Sie hat alles schlecht gemacht, die Gesetze, die Verfassung und den Krieg. Und Sie haben für diese Junta gefochten, General. Mit den Engländern.“

Der General schwieg. Der König war kaum nach Cadiz gekommen, um ihm larmoyante Klagen über die Vergangenheit vorzubringen. Der König war während des Freiheitskrieges in Frankreich gewesen, er hatte dort als Emigrant gelebt, er hatte den Thronverzicht ausgesprochen. Das waren sehr mißliche Dinge, man sprach nicht gern darüber, aber man hatte für ihn gekämpft, denn er war Spanien, immerhin, die nationale Freiheit war Spanien, Spanien war auch die liberale Junta gewesen, aber in Vertretung des verbannten Königs. Warum darüber reden? Der König war im März zurückgekommen, er hatte im Mai die liberale Verfassung außer Kraft gesetzt, er hatte Begleiter gehabt, Zensur und Inquisition und Galgen. Er war wieder König, Spanien war souverän. Der General wartete, was der erkältete junge Mann, der in der Gnade Gottes stand und mit Salböl gekrönt worden war, ihm zu sagen hätte.

„Unser Reichtum“, sagte der König, „stammt aus unseren Kolonien. Sie haben uns dreihundert Jahre lang zur bedeutendsten Nation gemacht, die Junta hat den Krieg gegen die abgefallenen Provinzen in Südamerika schlecht geführt, sie hat ihnen die Selbständigkeit, die sie sich angemaßt haben, nicht wieder aus den Händen gerissen. Sie hat schlechte Diplomaten und miserable Generale gehabt. Die Krone hat sie dafür bestraft.“

Der General wartete weiter. Er wußte, daß in Wirklichkeit alles anders war. Die liberale Regierung, welche für Spanien eine freiheitliche Regie-

nung war, solange der König in Frankreich in einem französischen Schloß mit einer französischen Pension lebte und solange die Spanier im Kampf gegen die Franzosen starben. Diese liberale spanische Regierung hatte die Selbständigkeit, welche die Provinzen Venezuela, Colombia, Ekuador, Chile, Argentina und andere proklamiert hatten, nicht anerkannt, die liberale Junta hatte sich wie ein Raubtier auf diese Provinzen gestürzt. Eine dieser Provinzen, Venezuela, war wieder fast völlig erobert, die andere, Cartagena, war am Kapitulieren. Die Rebellion war am Erstickten. Aber Könige, die in der Gnade leben, denken und sehen anders. Die Marschälle haben Kriege zu führen und nicht darüber nachzusinnen, welche Dispute die Gekrönten mit dem Himmel führen. Der General blickte nachdenklich zu den getrockneten mumifizierten Haifischen hinüber, die neben seinem Kopf sich leicht an ihren Schnüren bewegten.

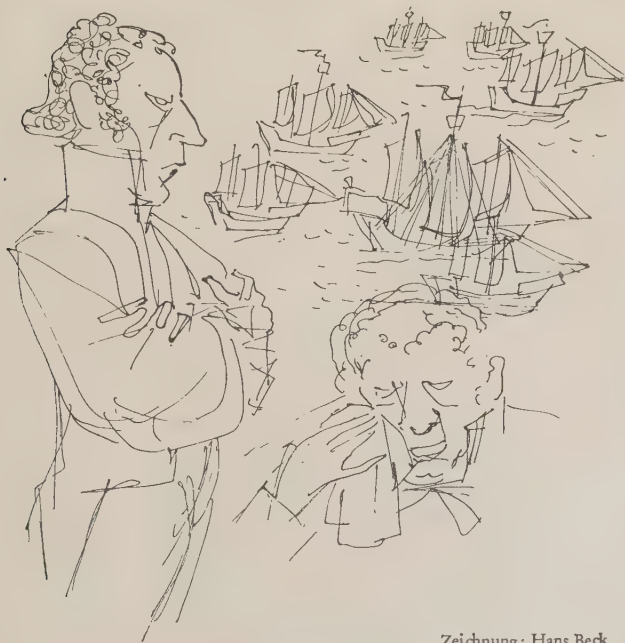
Der König sah ihn zum ersten Male an. Seine Augen waren trüb, sie waren die Augen eines Trinkers oder eines Irren, sie waren vielleicht auch die Augen eines unzufriedenen in Träumen lebenden Kindes. „Sind Sie glücklich, General?“ fragte der König.

„Nein“, sagte der General. Der König atmete auf, er sog die Luft ein, als trete er bei Sonnenbrand in einen kühlen schattigen Wald. Es war dabei sehr warm in der Kajüte, der Ofen glühte, die Nase des Königs war rot vor Hitze.

„General Don Pablo“, sagte der König weinerlich, „ich werde in ein paar Wochen wieder nach Cadiz kommen, mit vielen Leuten, mit dem Hof, den Erzbischöfen und den Marschällen des Königreichs. Ich werde zu Ihnen sprechen“, seine Stimme hob sich, sie war hell, von Natur, nun

hob sie sich und hatte etwas Metallenes.

„Ich werde vom Ruhm und vom Stolz der Nation und von der Aufgabe sprechen, die auf Ihren Schultern liegt und von den Triumphen der Fahnen, die Sie mit sich führen. Dann werden Sie in See gehen.“ Er senkte die Stimme zum Flüstern. „Ich bin heute hierher gekommen, um Sie zu sehen und Ihnen zu sagen, was ich dann später nicht sagen kann, daß ich ein unglücklicher Mann bin.“



Zeichnung: Hans Beck

Der General beugte sich ein wenig vor, um besser zu hören. „Setzen Sie sich“, der König deutete auf den Stuhl, hinter dem der General stand. Der General neigte den Kopf dankend, er blieb aber stehen.

„Ich habe in meinem Leben Unglück gehabt“, fuhr der König fort. „Ich bin mißverstanden worden in allem, was ich auch tat. Ich wurde mit sechzehn Jahren verheiratet an eine Frau, die ich nicht riechen konnte, es wurde mir übel, wenn ich sie sah, man sagte aber, ich sei ein Wüstling. Als ich aus guten Gründen vor sechs Jahren eine französische Frau haben wollte, wurde ich entmündigt, mein Vater verstieß mich. Konnte ich etwas dafür, daß Napoleon den General Murat schickte? War es meine Schuld, daß eine Rebellion ausbrach und mein Vater abdankte? Ich war in eine Falle der Franzosen gegangen wie mein Vater und war nun König und mußte nun auch in der Falle abdanken und warten. Ich mußte immer warten, General. Sie kennen das nicht. Untätig sein und warten, ach, ich habe ein glühendes Herz, Don Pablo.“

Er stand auf, legte die Hand an den Mund und hustete. Er setzte sich wieder.

„Ich hasse diese Stadt Cadiz“, sagte er. „Hier saß die liberale Junta und repräsentierte Spanien und verdammt mich, der ich warten mußte. Ich habe mich verzehrt vor Sehnsucht, hier sein zu können, aber ich war ein Gefangener. Niemand glaubte mir, daß ich es widerwillig war, daß ich jeden Tag die Hände rang, hier sein zu können. Ich lasse mich nicht dadurch täuschen, daß ich, als ich nach dem Pariser Frieden im März zurückkam, begeistert begrüßt wurde. Ich bin ein mißtrauischer Mann geworden. Ich weiß, daß man mich weiter verleumdet. Ich bin nicht beliebt. Man haßt mich.“

Der General schwieg. Der König erwartete keine Antwort. Es gefiel ihm, daß der General nichts sagte.

„Ich brauche Erfolg“, sagte der König. „Ich muß Vertrauen zu mir selbst haben können. Ich möchte glücklich sein können.“

Der General setzte sich. Er sah den König scharf an.

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich nicht als Souverän, daß ich als Mensch glücklich sein möchte“, fuhr der König leise fort. „Sie werden die größte Armee nach Südamerika führen, die jemals von dieser Halbinsel abgegangen ist. Die größte Flotte, die Cadiz je verlassen hat, fährt Sie mit acht Divisionen hinüber. Es ist Ihre Pflicht als Marschall, den Krieg gut zu führen. Ich weiß es.“ Er winkte dem General, der sich erhoben hatte, sich wieder zu setzen. „Ich bin ein armer Mensch, General, auch wenn ich Galgen und Kerker habe und alles, was ich wünsche, ich bin ein armer Mann, weil ich nicht glücklich bin. Das wollte ich Ihnen sagen. Sie können mich glücklich machen.“

„Majestät“, sagte der General. Mehr sagte er nicht. Es war ihm peinlich, daß sein König so sprach. Es erniedrigte den König. Er wollte nichts wissen von dem, was der König sprach. Er wollte es rasch vergessen. Er wollte Befehle.

Für ihn war der König etwas, das ihn verpflichtete, woran er glaubte, wofür er starb. Und dieses Kommando hatte eine übernatürliche Kraft. Es hatte nichts zu tun mit der Winselei. Er glaubte kein Wort von dem,

was der König sagte. Er war ein kluger Mann, er hatte sich selbst gebildet, er hatte viele Bücher gelesen. Er hatte einen Schuß jenes Arabertums im Blut, das einmal siebenhundert Jahre in Spanien geherrscht, das Rittertum repräsentiert, Kathedralen maurischer Art und glänzende Universitäten errichtet hatte. Es tat ihm leid, daß der König ein kläglicher Mann war, daß der König eine Seele hatte. Daß er glücklich sein wollte.

„Majestät“, sagte er und stand wieder auf, „es wird ein leichter Krieg sein.“

„Ich glaube es nicht“, sagte der König. „Es ist der Krieg meines Lebens. Ich habe immer Unglück.“

„Ich kenne diese Länder nicht“, sagte der General Morillo, „aber eines ist sicher: Krieg ist immer dasselbe, einerlei, in welchem Lande man ficht.“ Er dachte an die Engländer, die neben ihm in Spanien für die Spanier die Freiheit erfochten hatten.

„Sie haben es mit Schurken zu tun.“

„Waren es die Franzosen nicht?“

„Die Kreolen sind andere Leute als die Franzosen“, sagte der König. Es kam dem General vor, als lächle er. „Die Kreolen stammen von uns ab. Sie sind Vater- und Muttermörder. Sie sind schlimmer als Wölfe, sie haben den doppelten, sie haben den Bluthaß.“

„Den Krieg entscheidet die Strategie“, sagte der General Morillo, „Ew. Majestät, und die bessere Truppe. Nichts anderes. Die Revolution ist bereits wieder niedergeschlagen, nach einem Jahr Krieg und Erfolg, den sie hatte. Venezuela ist ganz in unserer Hand — und das trotz schlechter Generale, die das spanische Heer geführt haben. Boves, Morales, Monteverde: Marineleute und Verbrecher! Wir werden den Rest rasch aufräumen. Auch der Krieg ist nur Wissenschaft, Majestät.“

„Wenn Sie recht hätten, wären die Erfolge der Rebellen unerklärlich“, sagte der König. „Sie nehmen das, was unverständlich an dem allen ist, zu leicht, General.“

„Majestät“, sagte der General und senkte den Kopf.

„Als ich ein junger Mann war“, sagte der König, „spielte ich in Madrid gern Tennis. Man hat mich schändlich erzogen, General. Ich rede nicht vom Sport, ich meine anderes. Sie stammen aus Leon, General?“

Der General verneigte sich.

„Das ist eine schöne Landschaft im Norden. Tapfere, harte Leute. Wurden Sie besser erzogen als ich?“

„Ich lief davon, Majestät. Ich ging als Knabe schon zur Marine.“

„Gut“, lobte der König. „Da hatten Sie besseren Unterricht als ich. Ich rede von der Moral, General. Ich wünschte, man hätte mich zur Marine geschickt.“ Er hustete. „Ich spielte viel Tennis in Madrid. Es gab damals reiche Kreolenfamilien in Madrid, stolze aufgeblasene Leute, auch wenn sie am Hof so taten, als seien sie Mäuse. Einer der jungen Leute schlug mir, beim Angeben des Balls, das Barett vom Kopf. Ich bekam eine Beule. Sie schwoll sehr an. Ich habe die Beule nicht vergessen. Es war die erste, die ich hatte. Der junge Mann entschuldigte sich höflich. Es war ein sehr kleiner Jüngling, sehr schwächig, sehr sanft. Er hieß Simon de Bolivar.“

Der König sah nachdenklich auf seine Hände.

„Wie kann ein junger Mann, der nichts gelernt hat, als Frauen verführen und Tennis spielen, ein großes Land erobern?“ fragte er. Der General schwieg. „Er ist sehr grausam“, fuhr der König fort. „Er hat die ‚guerra a muerte‘ proklamiert.“

„Den Krepierkrieg“, wiederholte der General und biß sich in die Oberlippe. „Ich habe auch Akten gesehen, denen zufolge die farbigen und weißen Caudillos, welche die spanischen Truppen seither kommandierten, Frauen nackt an Pfähle banden bis sie verdursteten, und Männer haben sie von vier Gäulen in Stücke reißen lassen. Kolonialkriege arten oft aus.“

„Mag sein“, sagte der König gleichgültig. „Aber Bolivar ist ein Mann wie Sie und ich. Er war ein zarter gescheiter Junge, viel gebildeter als ich. Wie kann er so grausam sein? Er hat, als er Caracas eroberte, ein halbes Hundert Leute, Spanier und Kreolen, erschießen lassen, nachdem seine Spitzel sie dazu gebracht hatten, irgend etwas Unrichtiges zu tun. Er hat, als es schwach mit seiner frischen Herrschaft stand und die Caudillos aus dem Orinoco gegen ihn ritten und die monarchistischen Provinzen, Gott segne sie, Coro und Maracaibo, gegen Caracas mobil machten, im Hafen von Caracas, in La Guayra, sechshundert gefangene spanische Soldaten ohne jeden Grund erschießen lassen. Setzen Sie sich, General.“

General Morillo nahm wieder Platz. Er begriff nicht recht, warum Ferdinand der Siebente sich empörte. Der König hatte, seitdem er im Mai die liberale Verfassung aufgehoben hatte, nichts anderes getan, als einzukerkern, verbrennen zu lassen, mit dem Tode durch den Henker und den Galgen zu strafen. Er hatte es getan mit Hilfe der Inquisition, mit Berufung auf seine Majestät und im Sinne des Rechtes. Er war der König. Es stand ihm zu. Der General war Monarchist. Das alles war in Ordnung. Daß es nicht in Ordnung war, wenn ein Anstifter in einem Kolonialkrieg das gleiche tat, war natürlich. Daß Bolivar sogar jeden einzelnen Priester unter Todesdrohung genötigt hatte, Geld für einen Soldaten zu stellen und Steuerhinterzieher hatte ebenfalls hinrichten lassen, fand er komisch. Es imponierte ihm. Warum die Aufregung des Königs?

„Majestät“, sagte er, „der junge Mann, von dem Sie sprachen, hat Venezuela wieder verlassen. Er hat ein Jahr lang Orden ausgeteilt, seine Kumppane zu Generalen und Generalkapitänen gemacht. Die Herrlichkeit ist zu Ende, wir haben Caracas wieder. Der junge Mann ist wieder nach Kolumbien geflohen. Wir werden Kolumbien wieder nehmen. Was zu tun ist, wird rasch geschehen. Es ist eine Kleinigkeit. Es bedarf nur einer sachlich richtigen Regie. Ich werde sie einrichten.“

„Danke“, sagte der König. „So wie Sie antworten Generale leider immer“, fuhr er zerstreut fort. „Ich rede mit Ihnen aber nicht, als ob ich mit einem x-beliebigen Marschall spräche. Ich würde andere Worte gebrauchen. Ich will, daß Sie mich als Mensch verstehen. Sie stammen nicht aus der Clique in Madrid. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt, ehe ich Ihnen die Armee gab. Sie stammen aus einer sauberen Umgebung. Ich nicht. Der Minister Godoy, dem mein Vater, der König, den Titel ‚Principe de la Paz‘ gab, hatte meinen Vater politisch in der Hand und gleichzeitig ein Verhältnis mit meiner Mutter. Er bestach den französischen General Murat, in Spanien einzurücken, weil er selbst ein Königreich

wollte, er betrog Murat, meinen Vater, meine Mutter und wurde von Murat betrogen, der spanischer König werden wollte. Er denunzierte mich bei meinem Vater, der mich vor ein Gericht wegen Hochverrat stellte für Dinge, die der ‚Friedensfürst‘ verbrochen hatte. Meine Mutter haßte mich, weil das Volk mich damals liebte, nicht um meinetwillen, sondern aus Wut auf den ‚Friedensfürsten‘, auf meinen Vater, auf Murat, auf die Franzosen, auf meine Mutter. Sie ließen mich abdanken, sie ließen mich krönen, sie ließen mich durch die Franzosen wieder abdanken, und jetzt hassen sie mich wieder. Ich bin ein nach Zärtlichkeit gieriger Mann, General. Ich möchte Erfolge haben, ich möchte geliebt werden“, sagte er schmerzlich.

Er atmete schwer, die Hitze setzte ihm zu. Er mußte mit dem Mund atmen, seine Nase war geschlossen. Es rasselte in seiner Brust, wenn er eine Pause machte. Der General sah weg, er fürchtete, der König werde in Tränen ausbrechen.

Der König fügte fest hinzu: „Ich will nicht, daß Sie lediglich einem Befehl folgen und Ihr Äußerstes tun, um ihn zu erfüllen, das ist selbstverständlich. Ich hätte es gerne, daß Sie mich glücklich machen.“

Der General erhob sich wieder. Was er sah, erschütterte ihn, er hatte sich seinen König anders vorgestellt.

„Es wird nicht schwer sein, Majestät“, sagte er kalt, „es hätte dieser großen Armee kaum bedurft. Ich werde jeden Wunsch erfüllen, den Ew. Majestät gestellt hat.“

„Beweisen Sie es“, sagte der König und erhob sich. Seine grauen Augen in dem schwammigen Gesicht musterten den General kurz. „Führen Sie einen anständigen Krieg, Don Pablo. Zeigen Sie, daß ich mehr kann als der junge Mann in Venezuela. Seien Sie nicht grausam. Wie nannte sich der junge Mann? Libertador?“ Der König kicherte. „Man kann den Indianern da unten keine Selbstverwaltung geben, keine Unabhängigkeit. Natürlich nicht! Aber seien Sie milde. Schaffen Sie Ordnung! Seien Sie der Pacificadór.“

Er nickte Morillo zu. Der General grüßte. Es fiel ihm dabei ein, daß er das Hemd am Hals nicht zugeknöpft hatte. Er tat es rasch, als er die Treppe hinaufging und seinen König auf Deck begleitete.

Sowie der König an die frische Luft kam, hustete er, bekam wieder Atem und fuhr sich mit der Hand über den Kopf, als habe er die Beule noch, von der er gesprochen hatte. Seine langen gepflegten Hände tasteten eine Sekunde lang mit den Spitzen zwischen seinen Haaren. „Nehmen Sie es nicht leicht, General“, sagte er, ehe er seinen frierenden Adjutanten winkte.

„Jawohl Majestät“, sagte der General.

Es wurde Februar, bis Morillo mit vierzig Schiffen aus dem südspanischen Hafen Cadix nach Venezuela auslief.

Das sarmatische Mädchen

Erzählung

Was ich hier erzähle, ist die Geschichte meines Freundes Jürgen Willumsen, der seit einer der großen Kurlandschlachten des Zweiten Weltkrieges vermißt wird. Wenn ich den Familiennamen ein wenig abändere, so tue ich es mit Rücksicht auf seine noch in Nordwestdeutschland lebenden Angehörigen.

Eva Willumsen, mit der Jürgen seit sieben Jahren verheiratet war, galt in unserem Freundeskreis als eine reizvolle, wenn auch etwas kühle und phantasiearme Frau. Dennoch erschien uns beider Ehe als durchaus glücklich. Ein dreijähriges Töchterchen erwies sich in seinen Gesichtszügen und den schon erkennbaren Charaktereigenheiten als ein munteres Widerspiel der Mutter. Dieses Kind war Anlaß, daß das Ehepaar bisher noch keine größere Reise hatte unternehmen können, vor allem nicht ins Ausland, in das der Student Willumsen von seiner Hochschulestadt Darmstadt einst regelmäßig in die Ferien gefahren war. Jürgen, der allen musischen Dingen aufgeschlossen war — obwohl wir von ihm nie anderes zu sehen bekamen als technische Skizzen — hatte von seinem früh verstorbenen Schwiegervater einen kleinen Fabrikbetrieb geerbt, dessen Gedeihen nicht zuletzt seiner in Geschäftsdingen besonders tüchtigen Frau zu verdanken war.

Für den Sommer des Jahres 1939 plante das immer noch junge Paar zum erstenmal eine längere Erholungsreise, als deren Ort eine Nordseeinsel vorgesehen wurde. Im Vorfrühling dieses Jahres jedoch bekam Eva Willumsen die Nachricht, daß eine entfernte Verwandte in Reval, eine Frau Hansen, gestorben sei, und daß sie aus ihrem Nachlaß eine kleine Erbschaft zu erwarten habe.

Dieses Erbe schien sich zunächst eher als lästiges, denn als erfreuliches Ereignis zu erweisen; denn es gab zeitraubende Vernehmungen bei Finanzämtern, ein Hin und Her mit Formularen und Fragebogen, und erst als ein versierter Mann aus unserem gemeinsamen Freundeskreis die Willumsens auf den Weg aufmerksam machte, wie man die Reise zur Erbregelung mit einem angenehmen Sommeraufenthalt verbinden und einen Teil des in Aussicht stehenden Geldbetrages an Ort und Stelle verzehren könne, schien auch diese Finanzgeschichte noch ihr gutes Ende zu finden.

Ohne sonderliche Erwartungen begab sich Jürgen mit den Seinen in Travemünde auf die Fahrt. Kap Arcona stieg aus sanft bewegten blauen Fluten wie vordem das Kap Misen, und das italienische Sorrent hatte vor dem damals schon polnischen Rixhöft nur den klangvolleren Namen voraus. Denn dieser Sommer 1939 — und bereits die letzte Juniwoche, in der unsere Familie ostwärts reiste — hatte auch in Pommern und Ost-

preußen allen Zauber einer mittelmeeerischen Jahreszeit. Mit jedem hinzugewonnenen Längengrad wandelte sich daher unseres Freundes Haltung gegenüber den zu erwartenden neuen Ländern in ein immer ungeduldigeres Glücksgefühl. Erst jetzt kam Willumsen auch zum Bewußtsein, daß man wohl am Reiseziel etwas von dem ihm noch unbekannten Zauber der hellen Nächte erleben werde, und es steigerte seine Hoffnungen.

Frau Willumsen wollte sich mit ihrem Kind zwei bis drei Tage in Libau aufhalten, wo eine Großtante aus ihrem baltischen Familienzweig wohnte, und dann unmittelbar nach Reval weiterfahren. Da in Libau wie in Reval die Unterkunftsmöglichkeiten noch ungeklärt waren, hatte man beschlossen, daß, zumindest in der ersten Woche, der Vater sich von den Seinen trennen und in Riga Quartier nehmen solle, wohin ihn ein Studienfreund aus den Darmstädter Jahren längst dringlich eingeladen hatte . . .

Das Willumsen empfohlene Hotel lag im Herzen der Rigaer Altstadt, bot aber alle Behaglichkeit eines modernen, westeuropäischen Hauses. Jürgen fühlte sich frei und übermütig wie in seinen Studentenjahren, als er sich in seinem Zimmer gewaschen und auf dem breiten, behaglichen Bett zur Mittagsruhe ausgestreckt hatte. Er hatte die rostbraunen, schweren Vorhänge zugezogen und das Nachttischlämpchen mit seinem mattroten Seidenschirm entzündet.

Das gute Gefühl, jenseits der Grenzen zu sein, bemächtigte sich seiner wieder einmal, und er spürte es stärker als je zuvor. Er fühlte, was er drüben aus einem inneren Selbstschutz nicht wahrhaben wollte: daß einem das Atmen in Deutschland von Tag zu Tag schwerer wurde. Hier war noch ein Zusammenklang in den Stimmen der verschiedenen Sprachen, eine gute, heitere Musik des vollen Lebens, die in den erquickenden Schlaf hinüberklang.

Das Zimmermädchen weckte den deutschen Gast in der siebenten Abendstunde. Kai Lassman, der Freund aus Darmstadt, wartete in der Halle. Es gab ein Wiedersehen mit männlicher Umarmung und vielen Schulterschlägen, das sogleich im Kellergeschoß des Hotels ausgiebig gefeiert wurde.

„Trink!“ ermunterte Kai seinen vormaligen Kommilitonen immer wieder und wies auf den in große Gläser eingegossenen wasserhellen Wodka.

„Aber soviel Schnaps, Kai!“

„Wodka ist der Zement für eine anständige Sakuska. Fehlt er, bringst du das Gebäude nie unter Dach.“

„Na schön — ich bin stets für Richtfeste gewesen.“

„Dabei gehört eine kleine Fahne aufs Gerüst!“

„Prost, Kai.“

Die beiden Freunde gerieten in einen Dschungel der Erinnerungen, in dem sie vereint Pfade ins Helle schlugen. Die rollenden „r's des Balten waren, wie einst in der Darmstädter ‚Traube‘, die vergnügliche Begleitmusik.

„Entschuldige“, sagte Kai um die neunte Stunde, „ich muß heute ausgerechnet noch zu einer Sitzung. Morgen nachmittag könntest du mich

auf dem Tennisplatz treffen! Während deines Aufenthaltes darfst du sogar öfters ein bißchen mitspielen.“

„Erlaube mal, ‚Aufenthalt‘. Nächste Woche spätestens möchte ich Eva nach Reval nachreisen.“

„Du kennst Riga nicht. Das ist eine Stadt, die einen festhält. Übrigens wirst du morgen in meiner Tennispartnerin ein reizendes Mädel kennenlernen. Aber verlieb' dich nicht in sie. Ihr Verlobter ist ein Scheusal, eifersüchtig und reich. Das ist die schlechteste Charaktermischung, die es gibt.“

„Ich schwöre, mich nicht zu verlieben“, sagte Jürgen und erhob lachend die ganze rechte Hand zu einem von ihnen während des Studiums ausgebildeten Schwurzeremoniell, das sie ihren „Hessischen Schwur“ nannten.

Kai zog die Hand herunter und drückte sie vor dem Gehen noch einmal freundschaftlich.

Als Jürgen am zweiten Nachmittag seines Aufenthaltes in einer Pferdedroschke dem vereinbarten Treffen auf dem Tennisplatz entgegenfuhr, fühlte er sich auch weiterhin wohligh gelöst. Langer Schlaf hatte die letzte Reisemüdigkeit von ihm genommen. In dem ebenmäßig rollenden Gefährt dachte er noch einmal an den Vormittag zurück, der einem ziellosen Schlendern durch die Altstadt und bis an den Hafen gewidmet war, wo eben ein von Sauberkeit blitzendes schwedisches Schiff angelegt hatte. Er genoß das Menschengemisch auf den Straßen, die pariserisch-petersburgische Eleganz der Boulevards nach der altertümlichen Biederkeit des innerstädtischen Gassengewinkels . . .

„Hallo!“ rief Kai über den rotbekiesten Platz herüber und winkte mit dem Racket.

Offensichtlich hatte das spielende Paar gerade eine Pause gemacht, denn die in der Sonne glühende Spielfläche mit ihren abgeteilten Feldern lag verlassen, und der Freund saß neben einem weiblichen Wesen auf einer Bank im Schatten der Klubhütte. Als er den deutschen Gast erkannte, lief er ihm entgegen, und Arm in Arm gingen die „beiden Darmstädter“, wie sie sich früher oft genannt hatten, über den Platz.

„Wenig Betrieb bei euch?“ fragte Jürgen verwundert.

„Die meisten sind faul. Und wer Zeit hat, ist bei solchem Wetter lieber am Strand.“

„Ist das da drüben das gefährliche Mädchen?“

„Gefährlich? Der Kerl dazu ist gefährlich, aber zum Glück eben nicht existent wie Morgensterns Korff. Übrigens heißt sie Isa — eine abgekürzte Isabella. Baronesse ist sie auch . . .“

„Adelsstolz?“

„Unsere baltischen Barone sind in der Beziehung besser als ihr Ruf. Ganz bestimmt sogar, seit sie durch die Sequestrierung ihrer Güter arm geworden sind! Unsere Kleine ist ein rechtes Kirchenmäuschen. Sitzt sonst in einem Büro in der Altstadt. Seit ein paar Tagen hat sie Urlaub.“

Das Gespräch verstummte, als die beiden Männer auf wenige Schritte an die Bank herangekommen waren. Isa, die bisher, die Arme unter den Kopf gelegt, sich sitzend ausgestreckt hatte, erhob sich. Sie war wenig über

mittelgroß, schmal in den Hüften und sehr zartgliedrig. An Armen und Beinen hatten Sonne und Wind sie bronzebraun eingebrannt. Von ihrem Gesicht hätte Jürgen Willumsen nicht gleich zu sagen vermocht, ob es hübsch war; die ein wenig vorstehenden Backenknochen und eine fast unmerkliche Schrägstellung der Augen gaben ihm etwas Sarmatisches. Nun, manches auch an menschlichem Treibgut war in den vergangenen Jahrhunderten an dieser Küste angespült worden . . .

Mit weit vorgestrecktem Arm, wie es häufig Sportlerart ist, gab Isa dem Freund ihres Tennispartners die Hand. Aber seltsam, in dem Augenblick, als Jürgen die seine nach einer formellen Verneigung zurückziehen wollte, fühlte er sie noch immer von der des Mädchens festgehalten. Die Sarmatenaugen waren ein wenig aufgerissen, mit einem fragenden Blick — als ob es sich einer lange vergessenen, früheren Begegnung zu erinnern gelte — dann ging die von Kai nicht einmal bemerkte, stumme Szene in das flüchtige Allerweltsgespräch von Menschen derselben anerzogenen Konventionen über.

Als sich Willumsen mir später bekannte, meinte er, von jenem flüchtigen Moment an sei er dem östlichen Lande verfallen gewesen.

Kai Lassman hatte schon in Darmstadt als vorzüglicher Tennisspieler gegolten, der mit scharfen Schlägen den Ball dicht über das Netz trieb. Jetzt, im Vergleich zu dem Mädchen Isa, kam er dem Zuschauer wie braver Durchschnitt vor. Die junge Baltin, die in Shorts und einer einfachen, weißen Leinenbluse spielte, besaß jenen sechsten Sinn, der Spitzenspieler Richtung und Weite jedes gegnerischen Schlages vorausfühlen läßt. Eben dadurch, daß sie sich nie krampfhaft bemühen mußte, bekam ihr Spiel eine wirkliche spielerische Leichtigkeit. Sie wippte auf den Zehenspitzen, sprang mit federnden Gelenken und war immer am Ball. Und diese schwerelose Sicherheit entzückte Jürgen auf doppelte Weise: in seinem technisch-mathematischen Verstand und mehr noch in seinem ästhetischen Gefühl. Ihm schien, als ob ihr „Sarmatenblick“, der wohl auch ein Meerblick irgendwelcher Kapitänsvorfahren sein konnte, sie recht eigentlich zu dieser Vollkommenheit befähige.

Während Kai sich, nach Beendigung des Spiels, in der Hütte umkleidete, blieb Jürgen mit dem Mädchen allein. Sie hatte sich wieder, die nackten Beine eng aneinandergelegt, in ruhender Pose ausgestreckt — der Tennisschläger lag auf ihrem Schoß. Im Gegensatz zu der vorigen herzlichen Bewegung kam sie dem Manne jetzt abweisend fern, vielleicht sogar etwas hochmütig vor. Sie richtete nicht das Wort an ihn, wie man es in der Gesellschaft Fremden gegenüber zu tun pflegt. Sie tat, als sei er nicht da . . .

„Na, habt ihr euch ein wenig kennengelernt?“ fragte Kai, als er in hellgrauem Straßenanzug, mit einem Kofferchen in der Hand, aus der Klubhütte kam.

„Nein“, antwortete Isa direkt und ehrlich und enthob Willumsen dadurch der Gefahr einer abermaligen schiefen Antwort.

„Kommst du mit uns, Isa? Wir fahren mit dem Fuhrmann in die Stadt zurück.“

„Nein.“

Wieder war ihre Antwort wie ein Pfeilschuß. Präzis wie einer ihrer minutiösen Ballschläge. Und wieder empfand Willumsen sie als eine gegen ihn gerichtete Unfreundlichkeit.

„Es wird aber heute keiner mehr zum Spiel kommen!“

„Trotzdem bleibe ich. Vielleicht leisten Sie mir Gesellschaft?“

Die Frage überraschte Jürgen. Auch sie kam zu gerade heraus, um verbindlich zu klingen. Es schwang darin zweierlei mit: „Du kannst es machen wie du willst“ und „Ich will aber, daß du bleibst“. Und eben das hatte Willumsen hellhörig verstanden, deshalb antwortete er zur Verwunderung des Freundes:

„Ja.“

„Gut“, sagte Isa feststellend.

Der Fuhrmann meldete sich durch Peitschenknallen. Mit einem „Tschüs“ stürmte Lassman über den Platz, an dessen Ende er mit einer Flanke über die Abschlußbarriere setzte. Ein alter Mann fegte mit einem Drahtbesen über den rötlichen Boden hin. Das war für eine ganze Weile der einzige vernehmbare Laut. Die Stadt war fern. Die Bäume eines angrenzenden Gartengrundstückes rührten kein Blatt.

Unser deutscher Gast hatte das Gefühl, in einem gläsernen Bann gehalten zu sein. Er war, herausgehoben aus allen vormaligen Bindungen, in einem erregten Gemütszustand, den er später „chemische Affinität“ nannte.

„Ich möchte Sie gern noch einmal spielen sehen“, sagte er, auf die Gefahr hin, wieder einen Ball ungeschickt ins Netz zu senden.

„Sie können es ja.“

Diese Antwort klang nicht mehr so hingeschmettert — eher dankbar, daß ein erstes Wort gesagt worden war. Und wieder schien die nächste Geste des Mädchens in ihrer Ungewöhnlichkeit notwendig: Isa faßte mit ihrer festen Sporthand die Rechte des Mannes.

„Als ich Sie vorhin sah, hatte ich das Gefühl, ich hätte Sie erwartet.“

„Hat Ihnen Kai schon früher von mir erzählt?“

„Nein, ich meine das nicht so. Aber ich mußte einem Menschen begegnen, der von alledem nichts weiß —. Oder wissen Sie, wer Baransky ist?“

Jähes Mißtrauen schien in ihrer Frage zu liegen, und Willumsen hütete sich die Vermutung auszusprechen, es ginge um ihren Verlobten, „das Scheusal“, wie Kai ihn genannt hatte.

„Nein“, antwortete er, nicht ganz aufrichtig.

„Das ist gut . . .“

Und ohne auf dem Weg zu einer notwendigen Beichte zu bleiben, brach Isa das Gespräch plötzlich ab und rief: „Wollen wir zusammen in die Stadt gehen?“

Jürgen erschien es als reizvolles Abenteuer, an der Seite dieses Mädchens durch die fremde Stadt zu gehen, obwohl er sich wunderte, daß sie sich nicht auch umkleidete, sondern sich in den kurzen, weißen Shorts mit bloßen Beinen und hellen Ledersandaletten auf den Weg machte. Aus der Hütte hatte sie einen leichten Gabardinemantel geholt, den er auf den Arm nahm.

Die Straße, durch die sie schlendernd und noch entschlußlos gingen, war eine Vorstadtstraße, grau und häßlich. Sie hätte irgendwo in Deutschland sein können, in Belgien oder Nordfrankreich. Kinder trieben Kreisel über die Gehsteigplatten. Auch der frische Seewind war hier nicht mehr zu spüren.



Die Straße mündete auf einen schlecht gepflasterten Platz, dessen Ausdehnung darauf hindeutete, daß er für große Märkte bestimmt war. Jetzt standen in der einen Ecke ein Karussell und zwei, drei Buden, mit Leinwandplanen überdeckt. Das Karussell dudelte wie die Karusselle in aller Welt. Kleine rosenumkränzte Spiegelchen auf der Innenwand und zu Seiten des Orchestrions reflektierten das spärliche Licht spitzer gelber und rötlicher Birnen,

das gegen das immer noch starke Abendlicht der Sonne kümmerlich wirkte.

„Kommen Sie!“

Das Mädchen zog Jürgen beim Arm und lief mit ihm zu dem Karussell hinüber, das sich leer in der Runde drehte, nur von ein paar schmutzigen Kindern in zerlumpter Kleidung umlagert. Alles war so viel armseliger als daheim, und fremd war die Melodie des Orchestrions. Eine Frau mit strähmig herunterhängendem Haar hielt das Karussell an, als sie die vornehmen Besucher kommen sah. Sie rief etwas Unverständliches, fuhr mit einem Zeugfetzen über den Sattel eines Schimmels, von dem die Ölfarbe abgeblättert war, und ehe sichs Jürgen versah, saß Isa droben.

Und wieder rief sie: „Kommen Sie!“

Das Karussell setzte sich in Bewegung, das Orchestrion dudelte seine Melodie, und Jürgen Willumsen ritt in einer Rigaer Vorstadt auf einem Holzpferdchen neben einem sonderbaren Mädchen, das in diesem Augenblick seine vormalige Grazie zurückgewann. Sie saß auf dem Holzpferd in vorbildlicher Haltung, die Schenkel an die dünnen, eckigen Weichen der Attrappe fest angelegt und lachte zu dem Reichsdeutschen hinüber:

„Gefällt es Ihnen?“

Jürgen nickte.

„Wir müssen unser Leben spielen.“

Dann rief sie der Frau mit dem strähnigen Haar etwas auf lettisch zu, und mit beiden Händen drehte das Weib die Kurbel rascher. Jürgen spürte einen leichten Fahrtwind im Gesicht, wie eine kühlende Brise. Isa schloß die Augen und sang halblaut die Melodie des Orchestrions mit. Es war ein russisches Lied, das nun erst, da sie es sang, für Jürgen fern und schön klang.

Der Frau, die, so rasch sie konnte, die Kurbel drehte, lief Schweiß über die Stirn. Die stumpf starren-

den Kinder verloren ihre Gesichter, die grauen Häuser um den Platz waren nicht mehr da, und das tote Weiß des armseligen Tierphantoms bekam Leben vom Bronzebraun eines vollkommenen Mädchenkörpers.

Die Fahrt schien ohne Anfang und Ende wie die Drehorgelmelodie, und als dann doch alles vorüber war und Jürgen Willumsen von dem sich noch langsam drehenden Holzboden des Karussells absprang, hatte er ein leichtes Gefühl der Seekrankheit. Isa erlaubte ihm nicht, zu bezahlen.

„Unsere Gäste sind früher immer bei uns geritten“, sagte sie. „Das gehörte dazu wie alles andere.“

Die beiden überquerten eine Straße, auf der die Straßenbahn fuhr, mit alten, in den Kurven quietschenden Wagen. Noch immer sah man nichts von den schönen Türmen der Hansestadt. Einmal erhob sich ein Fabrik-schornstein über die niedrigen Vorstadthäuser. Ein Ziegelhaus leuchtete in tieferem Rot, als die Sonne unterzugehen begann.

„Hier können wir essen“, sagte Isa und zeigte auf das triste Ziegelhaus.

Und da sie auf dem Gesicht ihres Begleiters die Erwiderung zu lesen meinte, wieviel schöner es im Hotel gewesen wäre, fügte sie hinzu:

„Haben Sie keine Angst! Jemand vom Klub hat uns einmal hierhergeführt. Es ist gar nicht übel.“

Der Deutsche durchschritt mit dem Mädchen einen kühlen, muffig riechenden Flur. Einige Steinstufen führten in einen Grasgarten, der verwildert, aber nicht ohne Reiz war. Blühende Jasminbüsche schlossen das Grundstück als Hecke ab, vor der eine hohe, königlich gewachsene Pappel stand. Der Wirt, ein behender, höflicher kleiner Mann, näherte sich mit vielen Verbeugungen und fragte auf deutsch, ob die Herrschaften



nicht lieber im Zimmer Platz nehmen möchten. Doch bat ihn Isa, einen Tisch und zwei Stühle in den Garten zu bringen und fragte, ob Dünalachs im Hause sei. Das Männchen bejahte und legte strahlend zwei Finger zu einer Art Handkuß an die Lippen. Im Nu waren auch Tisch und Stühle von ihm herbeigeschleppt.

Jürgen Willumsen nahm Isa gegenüber Platz. Nun konnte er ihr gerade ins Gesicht sehen, und es reizte ihn, das Sarmatengesicht im Gespräch näher zu erforschen. Und wieder geschah das Sonderbare: daß in dem Augenblick, als seine Augen die ihren trafen, in diesen der seltsame Ausdruck eines erschrockenen Wiedererkennens aufleuchtete.

Der Wirt brachte den Dünalachs. Der Fisch, mit geschäumter Butter serviert, war von köstlichstem Wohlgeschmack. Sie prosteten einander zu und berührten sich beim Zutrinken mit dem kleinen Finger. Nun schmeckte ihm sogar der Wodka.

Auch als sie gegessen hatten, redeten sie wenig miteinander. Jürgen, der nicht wußte, wann er bei ihr an Wunden rühre, vermied es, Fragen zu stellen, und Isa fragte nicht aus Furcht vor seinen Antworten. Erst aus einem langen Schweigen heraus sagte sie:

„Man müßte sein Leben jederzeit, wie eine Stoppuhr, auf den Nullpunkt zurückschnellen lassen können.“

„Wann würden Sie das tun?“

Sie antwortete nicht. Sie hatte ihre beiden Hände vor sich auf den Tisch gelegt. Mit einer behutsamen Bewegung legte er seine Hände auf die ihren, und sie entzog sich ihm nicht. Ihre Finger waren kalt.

Nach Sonnenuntergang duftete der Jasmin stärker. Eine Grille zirpte und hörte wieder auf. Im Lokal wurde Licht. Ein Lautsprecher brachte schrill und scheppernd lettische Militärmärsche. Manche klangen an deutsche Märsche an.

„Warum müßt ihr hier auch so etwas spielen?“ sagte Jürgen. „Ich war froh, daß ich es einmal los bin. Bei uns ist es unerträglich geworden.“

„Man kann dem nicht entgehen.“

Aber als der Wirt kam, um die Wodkakaraffe aufs neue zu füllen, bat sie ihn, ob er das Radiogerät leiser stellen könne. Der Wirt kehrte mit einem Windlicht zurück. Den Apparat hatte er abgeschaltet. Nun fing die Grille wieder zu zirpen an. Ein aufkommender leichter Wind, der die Pappel rauschen ließ, schmeckte nach See und Salz. Der Himmel über dem Haus war so hell, daß man keine Sterne sah. Jetzt ließen die beiden vor jedem Schluck ihre Finger einander berühren.

Einmal hielten sie kein Glas mehr, und ihre Finger berührten sich doch. Er nahm die Hand und ließ sie nicht mehr los.

„Sie frieren!“ sagte er.

Sie schüttelte den Kopf und schien der Grille zu lauschen. Ihre Züge waren entspannt und weniger herb.

„Isa“, sagte er und liebteste den Namen.

Sie nickte. Er rückte seinen Stuhl dicht neben sie.

„Ich heiße Jürgen.“

„Jürgen“, sagte sie halblaut und hielt inne . . . „Wollen wir nicht durch die Stadt gehen?“

„Jetzt?“

„Um diese Zeit ist Riga im Sommer am schönsten.“

Wie viel lieber wäre Jürgen noch in dem einsamen Garten geblieben . . .

Noch immer spielte das Karussell auf dem öden Platz das endlose russische Lied. Man hörte das Lachen von halbwüchsigen Burschen und Mädchen, die auf den weißen Pferden in die Runde fuhren.

„Dort hat es angefangen“, sagte Jürgen.

„Nein! Viel früher . . .“

„Sarmatin . . .“

„Warum nennen Sie mich so?“

Er erklärte ihr, was er von ihrem Typ hielt.

„Papa hätten Sie früher so etwas nicht sagen dürfen“, antwortete sie.

„Ein baltischer Gutsbesitzer hat keine Vorfahren aus der Steppe. Seit er Buchhalter in einer Porzellanfabrik ist, erscheint ihm nichts mehr unmöglich.“

„Ist Ihr Vater bei Baransky angestellt?“

„Ja.“

Das war wieder eine ihrer hingeschmetterten Antworten, die keinen Gegenschlag erlaubten. Mehr wünschte sie über dieses Thema fürs erste nicht zu sagen . . . Aber er begriff nun das demütigende Abhängigkeitsverhältnis, in dem Isa sich jedem Manne gegenüber befinden mußte.

Die Altstadt war nun doch viel näher, als Jürgen vermutet hatte. Eine Uhr schlug einmal. Eine halbe Stunde vor Mitternacht. Immer noch war von Westen bis Norden der Himmel grün, und die Türme der alten Kirchen zeichneten sich filigranscharf gegen den hellen Sommerhimmel ab. In den engen Gassen hallten die Schritte der wenigen Passanten von den Häuserwänden wider. Der Platz vor dem Schwarzhäupterhaus lag verlassen. Hier hatte der deutsche Gast schon das erste Mal gemeint, in Bremen oder Lübeck zu sein. Die noble, schmuck- und figurenreiche Fassade war auch jetzt noch, in dem matten, späten Dämmerlicht, in allen ihren köstlichen Einzelheiten zu erkennen.

Isa duldete es, daß er sie bei der Hand hielt. Er sah hinüber zu dem Ständehaus, zu dem gedrungenen Jakobiturm und schaute dann auf das Mädchen an seiner Seite hinab. Ja, sie war zierlicher, als sie ihm am Nachmittag auf dem Tennisplatz erschienen war. In ihren hellen Shorts, mit den nackten Beinen, stand sie da, und ein kühler Wind, der von der Düna herüberblies, ließ ihr kurzes Haar wehen.

„Wann müssen Sie zurückfahren?“ fragte er, nun beinahe väterlich besorgt.

„Der letzte Zug zum Strand ist längst weg“, antwortete sie.

„Wollen Sie sich im Hotel ein Zimmer nehmen?“

„Ach, es lohnt sich nicht. Die Nacht ist so kurz. Ich fahre mit dem ersten Zug.“

„Ich bleibe bei Ihnen.“

„Ja.“

Wieder nahm ihre knappe Antwort sein beinahe zu feierlich gesprochenes Angebot für selbstverständlich. Aber es kam ihm vor, als zitterte sie am ganzen Körper.

Sie gingen noch das kurze Stück Wegs bis zum Hafen, wo das weiße schwedische Schiff lag. Einige Lichter brannten an Bord. Man sah einen Mann der Deckswache reglos gegen die Reling gelehnt. In dem stärkeren Flußwind schlug die blaugelbe Kreuzfahne an ihren Schaft. Das Wasser des breit dahinziehenden Stromes brach sich in kleinen, glucksenden Wellen am Heck des Dampfers, und selbst das häßliche, jenseitige Dünaufer war in diesem Sommernachtslicht schöner als bei Tage.

„Mit so einem Schiff sollte ich nächstes Jahr nach England fahren. Nach Wimbledon.“

„Als Teilnehmerin des Turniers?“

Etwas wie Stolz sprach aus seiner Frage.

„Bei der letzten Ausscheidung bin ich Landesmeisterin geworden. Er bildet sich viel darauf ein.“

Dieses abschätzige Wort dem anderen Mann gegenüber traf Willumsen mit.

„Lieben Sie denn Ihren Sport nicht?“ fragte er.

„Nicht mehr, seit er ihn liebt.“

Ein Gefühl heißer Zärtlichkeit überwallte den Deutschen. Er wollte sie vor dem andern behüten. Er küßte sie.

„Kommen Sie. Das hat keinen Sinn.“

Ihre Stimme klang rau. Sie zog ihn mit sich. Sie gingen den Fluß entlang, am Schloß mit seinem dicken, runden Turm vorüber. Vorbei auch am Dom mit seinem überlangen, spitzen Turmhelm. In dem hellen Licht sah man das Patinagrün des Kupferbelags schimmern. Die Straßen wurden eng und winklig. Nach einer langen Pause nahm Isa das Gespräch wieder auf.

„Ich glaube auch nicht an Wimbledon.“

Aus ihrem tiefen Schweigen kamen die Worte wie eine erleichterte Feststellung.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich glaube, niemand wird gehen...“

Jürgen lachte und sagte wieder:

„Sarmatin!“

Natürlich würde dieses Mädchen aus Riga 1940 nach England fahren, und auch in ihr würde der Ehrgeiz erwachen. Viele glückliche Bilder drängten sich in Jürgens Gehirn: Er sah sich selbst im weiten Stadionrund — Fahnen, Musik — Wolken am Sommerhimmel. Und sie — in ihren kurzen, weißen Shorts — federnd, wippend — mit harten Schlägen den Ball dicht übers Netz dahinjagend. Applaus. Wie würde er die Hände rühren! Siegesjubel... Und Baransky? Wer weiß, was in der langen Zwischenzeit mit Baransky geschah?

Nun waren sie wieder in dem großen Park, der als grüner Gürtel, von einem Wasserlauf durchflossen, die Altstadt umgab.

„Vielleicht komme ich auch nach England, Isa“, sagte er und zog sie wieder an sich.

„Bleiben Sie lieber jetzt bei mir!“

Sein Kuß war lang und leidenschaftlich. Sie schlang beide Arme um seinen Hals. Zeit und Welt versanken ihnen. Mit ineinandergchakten

Fingern taten sie immer nur wenige Schritte auf den gewundenen Parkwegen, um in neuen gierigen Küssen unterzugehen. Sie waren ihrer selbst kaum noch bewußt, so sehr verlor jedes sich im andern. Nun war ihm, als hätte auch schon er lange auf dieses Mädchen gewartet.

Sie saßen auf Bänken, und er hielt sie auf dem Schoß. Sie lagen, stehend, Brust an Brust.

In später, früher Stunde kam die Sichel des abnehmenden Mondes herauf. Sein Licht schimmerte auf Weidenblättern. Die Türme zählten ungehört die Zeit.

Einmal gröhlten Betrunkene von weither. Eine Droschke rollte. Der trappelnde Hufschlag entfernte sich. Dampf tutete ein Dampfer, der wohl vom Meere stromauf fuhr.

Sie liebkosten einander mit ihren Lippen und Händen, mit den Worten ihrer Namen. Ein lettischer Polizist kam im Schlenderschritt den Parkweg näher. Geradeaus gerichteten Blickes ging er an der Bank vorüber, auf der sie saßen. Der rote Streif am Osthimmel wurde stärker.

„Jürgen“ — sie legte ihre kleinen, festen Hände auf sein Gesicht, „ich gehe jetzt. Ich warte auf dich. Morgen. Am Strand — —“

„Bleib noch, Isa.“

„Ich mag die Morgendämmerung nicht.“

„Dann begleite ich dich zum Bahnhof.“

„Bitte nicht!“

Ihre Antwort duldete keinen Widerspruch. Sie küßte ihn, sehr flüchtig, auf die Stirn und lief weg. Sie lief mit ihren raschen, federnden Schritten, die schnell verklangen. Schon hörte man Fahrräder klingeln. Die ersten Straßenbahnen kreischten.

Jürgen Willumsen erhob sich und fuhr sich mit der Handfläche über das Gesicht, als müsse er einen Traum aus den Augen wischen. Es war Zeit, ins Hotel zu gehen.

In seinem Zimmer fand er die Vorhänge vorgezogen, die den Morgen wieder zur Nacht machten. Weich und gut war das Bett . . .

Gegen Mittag klopfte Kai Lassman an seine Tür. Er trommelte mit den Fäusten dagegen, um den Freund wachzukriegen.

„Menschenskind, schlafen kannst du zu Hause auch. Du versäumst Riga“, rief er mit fröhlicher Lautheit, als Jürgen ihn einließ.

„Ich liebe Riga schon“, sagte Jürgen, und ein Abglanz seiner Erlebnisse lag noch auf seinem Gesicht.

„Und deine Frau?“ fragte Kai umweglos.

Sie hatten es hierzulande mit den direkten Fragen . . .

Willumsen war zerstreut, als der Freund einen Morgengang mit ihm machte und ihn noch einmal an alle Plätze führte, die er schon in der Nacht mit Isa aufgesucht hatte. Jetzt erschien ihm alles nüchterner, grauer und nicht mehr von dem hohen Zauber der Mittsommernacht. Das schwedische Schiff lag abfahrbereit unter Dampf.

„Ich möchte heute nachmittag einmal an den Strand hinausfahren.“

„Aber in Riga wartet noch so viel auf dich. — Oder wartet draußen etwas anderes?“

„Was sollte denn warten?“

„Freundchen, ich versteh mich doch auf dein Gesicht von Darmstadt her...“ — Kai wurde ernst. „Versprichst du mir, daß du mit Baranskys Braut nichts anfängst? Hessischer Schwur?“

Willumsens Züge umdüsterten sich. Er meinte, daß eine alte Studentenkameradschaft dem Balten noch nicht das Recht gebe, sich in seine Angelegenheiten einzumischen.

Das Beisammensein der beiden Männer war jetzt nicht mehr von der vormaligen Herzlichkeit und weit entfernt vom Überschwang der ersten Begegnung.

„Na, dann viel Spaß in Majorenhof“, sagte Kai, als sie in der Mittagsstunde auseinander gingen.

Er wußte, daß Isa nicht in Majorenhof wohnte...

Auf dem Bahnhöfchen am Strand wartete Isa. Sie trug nicht mehr die Shorts, sondern ein geblümtes Sommerkleid, das sie nicht so sportlich vorteilhaft aussehen ließ wie gestern und heute nacht — eher nach einem Schulmädchen. Nur die Steppenaugen paßten nicht zu der braven Schülerin.

„Ich habe dich schon an zwei Zügen erwartet“, rief sie Jürgen entgegen.

Es schien ihr gleichgültig, daß jemand die vertraute Anrede hören könnte. Sie sah frisch aus, als hätte sie die Nacht durchgeschlafen. Aber der Seewind hier draußen mußte frisch machen. Er zerrte an ihren Haaren und ihrem dünnen Kleid.

Isa wußte ein kleines Gasthaus, von dem aus man den Blick über das Meer hatte. Sie packte seinen Koffer mit an, und mitsammen stapften sie durch den feinen weißen Sand. Die See lag ruhig vor einer schwarzen Wolkenwand am westlichen Horizont. Die Sonne stach.

„Es heißt, daß gegen Abend ein Gewitter kommt“, sagte Isa. „Die Fischer sind schon eingelaufen.“

Von einem Kurgarten her kam Musik. Es war die Normalmusik der Kurgärten in aller Welt. Isa summte das Vilja-Lied mit.

„Das ‚Waldmägdelein‘ paßt ja nun nicht gerade hierher“, sagte Jürgen lachend.

„Du kennst unsere Wälder nicht“, rief Isa. „Man kann sich in ihnen verlieren...“

Jürgen hatte nicht den Mut, sich und ihr einzugestehen, daß er kaum Zeit für einen langen Waldausflug haben würde. Doch klang ihm das „sich verlieren“ wie eine Lockung.

Das Mädchen führte den Gast in das bescheidene Haus, in dem man ihn schon erwartete.

Jürgen hatte den Koffer noch nicht abgestellt und sich in dem etwas altväterischen Zimmer, durch dessen Fenster der reine Meereshauch strömte, umgeschaut, als sie schon mit beiden Armen seinen Hals umschlang.

„Du, ich liebe dich so!“

Sie sagte es wieder in ihrer direkten Art, aber mit einer Wärme und Leidenschaft, die ihm bange machte und ihn seine Verantwortung ihr und nicht zuletzt Eva gegenüber fühlen ließ.

„Kind“, sagte er. „Liebes“ — es klang nicht so väterlich wie er gewollt hatte — „wir dürfen den Kopf nicht verlieren. Denk an Baransky — —“

„Ich bitte dich, sag' den Namen nicht. Du nicht! Wenn *ich* ihn einmal sagen muß, ist es schlimm genug. Baransky ist nicht da — aber du bist da.“

„Aber ich habe doch — ich bin — —“

„Ja, du bist verheiratet. Ich weiß. Ich will dich auch deiner Frau nicht wegnehmen. Sie wird dich ein ganzes Leben lang haben. Aber — bitte schenk mir diese paar Tage. Vielleicht sind sie mein Leben.“

Welch ein Ausbruch bei diesem Mädchen, das er einmal für kühl gehalten hatte!

Musik, Sommerwärme, Stimmen vom Strand. Das Meer draußen lag reglos — nur Ruder klatschten einmal auf. Eine kreischende Möwe.

„Aber natürlich führt das zum Krieg“, sagte auf dem Flur unbekümmert eine sonore Stimme.

„Was sagt der da draußen?“

Jürgen horchte angestrengt, ob die joviale Stimme noch etwas sage. Seit vier Tagen hatte er keine Zeitung mehr gelesen.

„Ist etwas Neues los in der Welt?“

„Nur daß du da bist“, flüsterte das Mädchen.

Jürgen sah zum Fenster hinaus. Eine tiefschwarze Wolke stand vor der Sonne und ließ nur wenige bleiche, schräge Strahlen hindurch. Das Wasser war stumpfer und bleierner als zuvor.

Sie gingen zusammen die Treppe hinunter. Er hatte den Hut auf dem Zimmer gelassen und nahm sein Jackett über den Arm. Draußen kam Wind auf.

„Es donnert ja schon!“

Aber was er gehört hatte, waren nur Kesselpauken gewesen, die irgendeine Rossini-Ouvertüre effektiv dramatisch ausschmückten. Auch ein paar Wellchen klatschten jetzt an den Strand, als Pianissimo-Ouvertüre einer größeren Symphonie.

Sie gingen zu einem Bretterhäuschen, einem Kiosk, um Eis zu essen. Hauptsächlich saßen da Letten, offenbar kleine Angestellte. Ein Mann mit einem goldgeränderten Klemmer, der nach einem Beau von 1900 aussah, führte das Wort. Er sprach heftig und gestikulierte dabei.

„Warum haben die's denn so wichtig?“ fragte Jürgen. „Wovon reden sie?“

„Von — — dem Gewitter“, antwortete Isa.

Aus der kleinen Pause, die sie machte, erriet er, daß vom Krieg gesprochen wurde.

Die beiden Menschen saßen vor der Bude auf ärmlichen Holzstühlen und sahen den Himmel sich umwölken. Das Meer trieb kleine Wellen rascher an den Strand. Das kurze Vor und Zurück hatte etwas von der Art eines Raubtiers, das den Kopf an Käfigstäben wetzt.

Weit draußen auf See war ein Segel. Es neigte sich stark dem Wasser zu. Dort mochte schon Wind aufgekommen sein oder eine kräftige Dünung, die die Bucht noch nicht erreichte. Hier stand mit einem Male die

Luft. Jürgen spürte Schweißtropfen auf seiner Stirn. Schon zog die Sonne Wasser. Badegäste kamen an den Strand, da die Kurmusik beendet war. „Gehen wir“, schlug Isa vor.

Auch Jürgen war es lieb, daß sie sich dem nachmittäglichen Treiben entziehen konnten. Es war schöner mit dem Mädchen, dem er sich so sehr zugehörig fühlte, allein zu sein.

Der Wald war nicht von jener Tiefe, darin man sich verlieren konnte, wie Isa von den livländischen Wäldern erzählt hatte. Es war ein dünner Strandwald, den Heidewäldern daheim verwandt, und in Grundstücke aufgeteilt, darin blockhüttenartige Häuschen standen.

„Dort wohne ich“, sagte das Mädchen.

Das Haus unterschied sich kaum von seinen Nachbarn, nur schien es, nach dem helleren Holz zu urteilen, das jüngste zu sein.

„Darf ich es sehen?“ fragte Jürgen.

„Baransky hat es gebaut“, antwortete das Mädchen.

Baransky war also auch der Besitzer. Immer wieder stand sein Schatten zwischen ihnen.

Isa wußte einen Pfad zwischen den Zäunen, der über eine mäßig hohe Düne wieder an die See führte.

Sie gingen nun abermals dicht am Wasser entlang, machten mit den Absätzen kleine Kuhlen in den feuchten Sand und sahen, wie schon die nächste Welle die Menschengespur wieder tilgte.

„Wie gut, daß es das noch gibt“, sagte sie, und er las in ihren Augen, was sie nicht aussprach: daß das Meer unabhängig von Menschenwillkür ist, allein vom großen Atem der Schöpfung bewegt...

Schon wurde dieses Atmen tiefer. Schon überschlugen sich die Wellen in kleinen Schaumkämmen, und weiter draußen war ein unruhiges Lichtgeglitzer, wenn die fahl gewordene Sonne zwischen sich türmenden Wolkengebirgen hindurchschien. Die beiden Menschen gingen der Düne zu und legten sich auf ihren meerwärts geneigten Hang. Lange sprachen sie nicht. Seine rechte Hand hielt die linke des Mädchens gefaßt. Sie blinzelten ins Licht, und wenn die Sonne kam, schlossen sie die Augen und sahen ein Spiel von farbig verschwimmenden Kreisen.

Der erste Donner war nicht fern. Er rollte kräftig, obwohl beide keinen Blitz gesehen hatten. Die Möwen kreischten unruhig. Am immer noch blauen nordöstlichen Horizont sah man die schwarze Rauchspur eines Dampfers hinter der bewegten Kimm.

„Ich glaube, es kommt jetzt sehr schnell“, sagte Jürgen.

„Hast du Angst?“

„Angst? Meinetwegen bleiben wir liegen...“

Sie blieben auch dann noch liegen, als erste dicke, warme Tropfen fielen. Nun begann der Wald hinter ihnen zu rauschen. Der Wald rauschte, der Regen rauschte, und mit Orgelbässen rauschte das Meer. Ein greller Blitz fuhr mit blendendem Lichtstrahl ins Wasser, und im Nu zog sich ein grauer Vorhang hinter dem Strand zu und machte die Welt eng.

Die beiden Menschen, nun völlig allein in diesem rauschenden, brausenden Grau, standen auf. Das Mädchen legte die Hände in den Nacken und hielt das Gesicht dem warmen Regen entgegen.

„Willst du nicht doch nach Hause gehen, Isa?“

Sie antwortete nicht. Ihr geblühtes Kleid wurde naß und schmiegte sich dem Körper an. Jürgen packte und küßte sie. Die Nässe ihres überströmten Gesichts feuchtete das seine. Ein feiner Salzgeschmack kam ihm auf die Lippen. Meerwasser, Tränenwasser — gleichviel. Die Donner schmetterten. Sie hielten sich umarmt und gingen erst, als der Vorhang über der aufgewühlten See sich wieder zu heben begann.

Sie nahm ihn nun doch mit in ihr Blockhaus. Ein überraschend großer Raum war da mit guten, kräftigen, naturfarbenen Möbeln. Daneben gab es zwei kleinere Räume und eine einfache Küche.

„Ich koche gleich Kaffee. Aber erst mußt du trocken werden.“

„Und du?“

„Ich bin an so etwas gewöhnt.“

„An alles?“

„Nein, ‚alles‘ ist neu für mich.“

Alles war neu auch für ihn an diesem erfrischten Abend, an dem ein kühlerer Wind durch die weit geöffneten Fenster strich. Isa hatte ihm ein großes, rauhes Handtuch gegeben, mit dem er sich Gesicht und Brust trockenrieb. Ein Leinenhemd lag für ihn bereit, und er fragte nicht, ob es Baransky gehöre. In einem der kleinen Nebenzimmer zog sich Isa um.

„Du magst das ja doch am liebsten“, sagte sie, als sie wieder eintrat.

Sie trug die Shorts und die weiße Hemdbluse wie gestern auf dem Sportplatz. Nur hatte sie keine Sandaletten an, sondern zierliche Hausschuhe aus geflochtenem blauem und rotem Leder.

„So bist du wunderbar, Isa!“

„Und sonst?“

„Sonst auch.“

Jürgen mußte Kaffee mahlen, während das Mädchen mit klapperndem Geschirr in der Küche hantierte. Er saß an dem offenen Nordfenster und bemerkte jetzt erst, daß man zwischen den Kiefernstämmen jeweils einen schmalen Streifen des Meeres sehen konnte. Das Grau des Wassers hatte sich in ein dunkles Graugrün verwandelt; denn aus dem Nordwesten, wo nun wieder rein die Sonne stand, waren alle Wolken abgezogen. Nur im Osten rumpelte es noch gemächlich wie von einer fernen dörflichen Kegelbahn.

Ihr Beisammensein war so vollkommen, daß beide darüber vergaßen, wie gefährdet es war. Sie redeten bis in die Dämmerung hinein. Seine Hand lag auf ihrem bloßen Knie, und manchmal fuhr sie ihm mit den Fingern durchs Haar.

„Wenn ich dreißig bin, wird er sechzig sein“, sagt sie aus einem tiefen Schweigen heraus.

„Weißt du, wie alt ich bin, Isa?“

„Ich brauche es nicht zu wissen. Diese paar Tage sind mein Leben.“

„Mußte das denn sein — das mit Baransky?“

„Wir sind fünf Kinder. Meine beiden Brüder studieren. Vater hielt es auf dem armseligen Restgut nicht aus. Von ihm aus gesehen war Baranskys Angebot großzügig.“

„Aber du kannst dich doch nicht opfern . . .“

„Ich kann nicht? Vielleicht ist wirklich etwas Sarmatisches in mir, wie du das nennst. Vielleicht hängt es mit Sippe und Zelt zusammen. Ich muß für meinen Clan eintreten! — Aber das alles ist ja gar nicht wirklich“, fügte sie mit etwas leichterem Ton hinzu. „Die Wirklichkeit ist: solange du da bist . . .“

Ein Schauer überlief den Mann. Würde es überhaupt länger dauern können, als bis morgen? Und wenn morgen Baransky zurückkam? Er fragte Isa geradezu.

„Nein, er bleibt länger weg. Es ist da eine Erbschaftssache in Reval zu regeln, die kompliziert zu sein scheint. Und Baransky versteht solche Dinge zu seinen Gunsten zu komplizieren. Er weiß, es lohnt sich immer.“

„Sonderbar. Wir sind auch wegen einer Erbschaft hier. Eva — meine Frau — muß deshalb nach Reval fahren.“

Obwohl Isa wußte, daß er verheiratet war, fiel es ihm nicht leicht, den Namen seiner Frau zu nennen.

„Vielleicht ist es sogar die gleiche Sache?“

„Das ist kaum möglich, Isa“, sagte er. „Das Testament stammt von einer entfernten dänischen Verwandten meiner Frau.“

„Einer Frau Hansen. Baransky war auch entfernt verwandt mit ihr. Wahrscheinlich ist das Erbe größer, als man euch gesagt hat. Ihr dürft euch nur von ihm nicht einschüchtern lassen. Du mußt gegen ihn unternehmen, was du kannst!“

„Was könnte ich denn in dieser Sache tun?“

„Du mußt alle Informationen verwenden, die ich dir über Baranskys Schachzüge verschaffe. Und verlaß dich darauf, daß ich dir gute Informationen bringe.“

Ihre Natur schien nur heiß und kalt zu kennen. Versöhnung galt ihr als Schwäche.

Willumsen hatte das Gefühl, als ob sich ein Netz über ihm zusammenzöge, aus dem es kein Entrinnen gäbe. Was war das für ein Mensch, der die eigene Liebe so mit kühlen Spekulationen verband! Nein, es war doch wohl das beste, dieses Abenteuer rasch zu beenden, morgen Nacht schon mit Eva weiterzureisen und ihr zu helfen, sich gegen Baranskys Listen mit anständigen Mitteln zu wehren. Das Mädchen schien seine Gedanken zu erraten.

„Was ist mit dir?“ fragte sie.

„Ich bin müde, Isa. Es ist gestern — eigentlich heute — ziemlich spät geworden. Und morgen nachmittag muß ich meine Frau am Rigaer Bahnhof sprechen.“

„Gut.“

Sie stand auf, schob den Stuhl zurück und holte aus dem Nebenzimmer wieder den Gabardinemantel, den sie schon in der letzten Nacht getragen hatte. Die Raschheit ihrer Entschlüsse ernüchterte den Mann —. Liebt diese Frau wirklich, wenn sie seinen Wunsch, jetzt zu gehen, so widerspruchslos entgegennahm? Kai hatte gesagt, daß sie auch beim Tennisspiel plötzlich aus unerfindlichen Gründen aufgeben konnte. Gab sie auch

hier ein Spiel vorzeitig verloren, das für ihn immer noch allen Reiz eines unentschiedenen Spiels besaß?

Nebeneinander gingen die zwei durch den dünnen Kiefernwald, in dem ein leises nächtliches Brausen war. Sie sprachen nicht viel. Der Deutsche verspürte mit einem Mal eine wirkliche tiefe Müdigkeit. Ja, er war so übermüdet, daß er das Mädchen an seiner Seite vergaß.

„Hier ist dein Hotel.“

„Ich bin jetzt wirklich sehr müde“, sagte er.

„Natürlich. Du hast es ja vorhin schon gesagt.“

„Gute Nacht, Isa.“

In dem sonderbaren Zwielficht sah er das Mädchen mit den nackten Beinen und dem leicht wehenden Mantel unbeweglich vor sich stehen. Dann reichte sie ihm schnell die Hand und entzog sich ihm ebenso rasch.

„Bis morgen dann!“ sagte sie und ging davon.

In seinem Zimmer entkleidete sich Jürgen sofort und ging zu Bett. Von unten hörte man aus einem Lautsprecher eine etwas leierige Stimme einen Text aufsagen. Wahrscheinlich waren es die letzten Abendnachrichten. Die fremde Sprache und das eintönige Organ ließen ihn noch rascher in den Schlaf hinübergleiten. Als letztes hatte er einmal das Wort „Danzig“ zu verstehen geglaubt.

Willumsen erwachte nach festem, traumlosem Schlaf sehr frisch. Durch das offene Fenster strömte die Meeresluft. Er sprang aus dem Bett und sah die See in vormittäglichem Glanze. Im Norden segelten ein paar weiße Wölkchen, die sich gegen Mittag im vollkommenen Blau auflösen würden. Noch war es kühl, aber der Tag würde ein Sommertag werden.

Jürgen Willumsen ging den ihm nun schon vertrauten Weg den Strand entlang, an dem Eispavillon vorüber, durch den dünnen Kiefernwald bis zu Baranskys Haus. Er hatte das beruhigte Gefühl eines Mannes, der sich seiner Verantwortung bewußt ist. Sein Schritt war straff. Er pfiff sogar etwas vor sich hin. Sicher würde es für beide Teile am besten sein, wenn er Isa möglichst unbefangen gegenüberträte.

Er fand keine Klingel an dem Blockhaus und die Gartentür abgeschlossen. Er rief „Hallo!“ und warf Steinchen gegen die gleichfalls geschlossenen Fenster. Nichts rührte sich in dem Haus. Auf dem Nebengrundstück kläffte ein häßlicher, heiserer Köter. Eine alte Frau wurde von dem kläffenden Hund herbeigelockt und beobachtete den fremden Mann so mißtrauisch, daß es Willumsen ratsam schien, nicht noch weiter Lärm zu schlagen. Sicher würde Isa einige Vormittagseinkäufe machen und jenen Augenblick zurückkehren.

Jürgen schritt zunächst vor dem Hause, auf dem von braunen Nadeln überstreuten Fußpfad, wartend auf und ab. Später setzte er sich in einigerem Abstand von dem Grundstück auf gefälltte Stämme, die an dem Wege lagen. Isa kam nicht.

Jürgen wurde ärgerlich. Warum hatte er auch gestern vergessen, mit ihr Zeit und Ort eines neuen Treffens zu vereinbaren? Er übertrug seinen Ärger auf Isa. Sie mußte doch wissen, daß er zu ihr kommen würde! Er stand auf und ging den Weg zu Baranskys Blockhaus zurück. Vielleicht gab es noch eine Seitenpforte . . . Aber das Haus lag stumm und tot.

Es war doch wohl das beste, die Nachbarsfrau zu fragen, ob sie Isa habe fortgehen sehen. Das würde ihr beobachtendes Mißtrauen verringern. Er sprach die Alte an — sie antwortete nicht. Sie machte auch keinerlei Gebärde des Bejahens oder Verneinens oder des Nichtverstehens. Stumm und stumpfsinnig äugte sie auf den fremden Mann, und wieder kläffte der häßliche Hund...

Willumsen blieb nichts anderes übrig, als zum Mittagessen in den Gasthof zurückzukehren, in der Hoffnung, daß er dort eine Nachricht von Isa vorfände. Aber der Wirt verneinte bedauernd, die Baronesse sei nicht dagewesen. Aus dem Lautsprecher kam wieder die ölige Leierstimme, und wieder sagte sie „Danzig“.

Gleich nach dem Essen erhob sich Jürgen, um abermals zum Kiefernwäldchen zu gehen. Der Sand war jetzt trocken und heiß geworden, und über den Dünen flimmerte die Luft. Die Badegäste hatten sich inzwischen fast alle nach Hause oder in die Restaurants verzogen.

Auch im Walde glühte die Hitze. Sie mochte den Köter vertrieben haben. Aber sobald Jürgen rief und Steinchen gegen die geschlossenen Fenster warf, begann das Gekläff aufs neue, und auch das alte Weib mit dem stumpfen Gesicht stand plötzlich wieder da.

Wie, wenn sich nun dort drin etwas mit Isa ereignet hätte — oder wenn Baransky zurückgekommen wäre? Sie mit ihm dort in einem Zimmer — — und er weckte sie? Weckte ihn? Der hohe Mittag brütete wildere Phantasien aus, als es je die Nacht vermocht hätte. Jürgens Armbanduhr zeigte auf zwei. Um fünf Uhr spätestens mußte er in die Stadt fahren, wenn er seine Frau bei ihrer Durchreise auf dem Hauptbahnhof treffen wollte. In knappen zwei Stunden mußte sich vieles entscheiden. Vielleicht bereute Isa und war fröh, wenn er für immer ginge.

Immer seltsamere Vorstellungen kamen dem Mann bei dem sinnlosen Hin- und Herlaufen dieser drei Stunden. Ich muß sie herbeizwingen können durch die Kraft meiner Wünsche, sagte er sich. Aber jedesmal wenn er an das Grundstück kam, lag es tot wie vorher, und die Klinken



der Gartentür bewegte sich quietschend, ohne die Tür aufzutun. Oder: Ich zähle bis fünfhundert, gehe zu dem Baum mit der abgeschälten Rinde dort — und wenn ich umkehre, ist sie da!

Je länger er vergeblich wartete, um so stärker wuchs seine Sehnsucht nach dem Mädchen, um so sicherer wußte er, daß die Begegnung zwischen ihnen mehr gewesen war als eine flüchtige Neigung.

Die Armbanduhr zeigte auf halb fünf. Noch einmal durfte Jürgen nicht umkehren, sollte es nicht zu spät für den Zug werden. Die Sonne brannte auf seinen unbedeckten Kopf. Der Himmel war von makelloser Bläue, und kein Gewitter entsandte seine Vorzeichen. Da war die Eisbude . . . Um die gleiche Zeit hatte er hier gestern mit Isa gesessen. Er sah eine weiße Gestalt vor dem Holzpavillon, die ihm vertraut vorkam. Er lief hinüber. Ein Mädchen mit albernem Froschaugen saß da und löffelte Eis. Kostbare Minuten waren vergeudet . . .

Trotz der Hitze setzte sich Willumsen in einen leichten Trab. Zunge und Gaumen wurden ihm trocken. Wie in Fieberphantasien jagten sich Bilder in seinem Hirn: Eva, die mit dem Kind auf einem Bahnsteig wartete. Aber war das Eva, die ihn erwartete? Nein, es war Isa. Eva — Isa — Eva — Isa — — taktmäßig war der Hall seiner Füße auf dem trockenen Sand . . .

Erst nach einigen Minuten erkannte der rennende Mann, daß er um den Holzpavillon herum die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte; den Weg vom Gasthaus fort, den Weg zur Düne, zum Kiefernwäldchen, zu Baranskys Haus. Erschöpft, keuchend blieb er stehen. Jetzt war es endgültig zu spät . . .

Jürgen Willumsen, schweißnaß am ganzen Körper, stand unter dem heißen Himmel wie unter einer gläsernen Glocke, die alle Geräusche um ihn herum nur noch fern an sein Ohr dringen ließ. Er wischte sich die Stirn ab, atmete tief und ging langsam, wie ein Spaziergänger, den Weg zurück. Ein Zug pfiß — sein Zug. Die dünnen, hohen Pfiffe entfernten sich . . .

Als die Klinke an der Gartenpforte sich endlich niederdrücken ließ, war es Abend geworden. Kein Hund kläffte mehr, keine Frau sah über den Nachbarzaun. Mit rasch klopfendem Herzen ging Jürgen den kurzen Kiesweg bis zum Haus. Auch die Haustür ließ sich öffnen.

„Da bist du also!“

Isa sagte es ohne Triumph, aber in ihrer Stimme war aufatmende Dankbarkeit.

„Wo warst du?“

„In der Stadt. Ich wollte dich zu keiner Entscheidung zwingen. Wenn du hättest gehen wollen, wärest du mit dem Zug gefahren, mit dem ich zurückgekommen bin.“

„Ich wäre umgekehrt, wenn ich dich auf dem Bahnhof gesehen hätte.“

„Du hättest mich nicht gesehen. Aber ich dich.“

„Es war ein schrecklicher Tag.“

Isa sah ihn mit einem unergründlichen Blick an und antwortete nicht. Aber ihr Blick und ihr Schweigen waren beredt. Wortlos war auch ihre Umarmung . . .

Was nun mit den beiden und zwischen ihnen geschah, war selbstverständlicher als alles Vorangegangene. Der Mann und das Mädchen ließen sich weder treiben, noch wurden sie getrieben — mit dem hellen und klaren Bewußtsein von etwas Notwendigem kamen sie einander entgegen und handelten auch da nach dem Gebot des Herzens, wo sie ein höheres Gebot zu verletzen schienen.

Sie aßen miteinander zu Abend. Sie plauderten dabei mit einem guten, ruhigen Gefühl nach dem unruhigen Umhergetriebensein des Tages. Es roch nach Meer und nach dem Harz der Kiefern, und die Hütte duftete nach Holz, da sie den ganzen Tag von der prallen Sommersonne beschienen worden war. Jürgen genoß das Gespräch und das Schweigen, das Klappern der Messer und Gabeln, die leichten Schritten des Mädchens, wenn es zur Küche ging, die kleinen Abendgeräusche von draußen. Einmal sangen Kinder mit etwas leierigen Stimmen das alte lettische Sonnwendlied „Ligo janit — ligo janit“ — —

„Bist du heute wieder müde?“ fragte Isa nach dem Essen.

„Nein“, antwortete Jürgen.

„Liebst du deine Frau?“

„Ja.“

„Und mich?“

„Ich liebe dich anders, Isa.“

In später Stunde gingen die Liebenden zum Meer. Die Sichel des abnehmenden Mondes stand über dem Wasser, das sich warm anfühlte, und auch die Luft war immer noch mild. Zur Linken, wo am offenen Strande Häuser waren, sah man nur noch zwei, drei erleuchtete Fenster. Die See atmete in großen Zügen ein und aus . . .

„Ich bade!“ rief Isa.

Sie ging von ihm fort, die wenigen Schritte bis zur Düne, und verschwand hinter den Weidenbüschen. Nach einer Weile lief sie wieder dem Meere zu, in einigem Abstand von ihm. Silberne Tropfen sprühten auf, als sie ins Wasser trat. Sie warf sich den Wellen entgegen, und als eine breite Woge anrollte, sprang sie mit erhobenen Händen hochauf, mit der Grazie einer Tänzerin.

Auch Jürgen lockte die Erfrischung nach dem heißen Tag. Es lockte ihn, mit ihr um die Wette zu schwimmen und sich den gemächlich anrollenden Wogen entgegenzuwerfen. Er spürte den raschen, aufgeregten Schlag seines Herzens.

„Ich muß mich trocken laufen“, rief Isa, als sie, noch ein Stück weiter entfernt von ihm, an den Strand zurückkam und sich in der lauen Nachtluft rasch in Bewegung setzte. Sie lief mit den federnden Schritten der Sportlerin, den schönen Schritten eines Tieres, in der Richtung des unbewohnten Strandes, dem matt leuchtenden Monde zu — so weit weg, daß er sie kaum noch sah.

„Isa! Isa!“ rief er hinter ihr drein, aber seine Stimme konnte für sie wohl kaum das Meer übertönen.

Sie würde umkehren, wenn sie es für richtig hielt. Sie würde immer tun, was sie für richtig hielt.

Als sie zurückkam, ging er ihr langsam entgegen. Nun hatte sie noch die Wahl, zur Düne hin auszuweichen und sich dort ihre Kleider zu holen.

Isa lief mit gleichmäßigen Schritten näher, auch dann noch, als sie ihn kommen sah. Sie wich ihm nicht aus. Sie lief in seine Arme . . .

In ständigem Beisammensein verlebten die zwei die kommenden Wochen in dem Blockhaus im Kiefernwald, in das Willumsen aus dem Hotel übersiedelte. Er kannte keine Scheu mehr gegenüber der starrenden Frau vom Nachbargrundstück, und Isa schien ebenso alle Angst vor Baransky verloren zu haben. Wie jede Stunde ihrer ersten Nacht ihm ein Jahr seines vergangenen Lebens zurückgegeben hatte, so wurde ihm jeder kommende Tag zu einer Ewigkeit, hinter der es kein Fragen und kein Bereuen gab.

Die Nächte waren mondlos und nur vom Dämmergrün erfüllt, als sie zum erstenmal gemeinsam den Wellen entgegenliefen und auf dem glatten Spiegel der ruhenden See weit vom Ufer wegschwammen. Die Mondichel wendete sich, und sie hörten im Hause, Herz an Herz, das leise Knacken des warmen Holzes. Das Rauschen der Kiefern und des Meeres ging ihnen unter im Rauschen ihres Blutes.

Eines Tages um die Mittagsstunde klopfte es kräftig an der Tür des Blockhauses. Der Hund von nebenan bellte wütend. Jürgen erschrak.

„Baransky?“ fragte er.

„Nein“, antwortete Isa, „bei Baransky schlägt der Hund nicht an.“

Sie ging hinaus und öffnete für Kai . . .

In der ersten Stunde war eine sonderbare Fremdheit zwischen den beiden Studienfreunden; denn Lassman mißbilligte, was in Baranskys Blockhaus geschah und was er vorausgesehen zu haben schien.

Am Nachmittag ging man zu dritt zum Strand. Man saß plaudernd vor dem kleinen Eispavillon und hörte das verwehte, ein wenig einschläfernde Geplätscher der Kurmusik. Aus dem Lautsprecher drang eine harte, abgehackt sprechende Stimme, deren drohender Ton für Jürgen nichts bedeutete, da er ihre Worte nicht verstand.

„So einen Sommer hat es noch nie gegeben“, stellte er genießerisch fest, denn wenn er zurückrechnete, gab es, abgesehen von den wenigen kurzen Gewittern, nur Tage von mittelmeerischer Heiterkeit, und selbst die nordisch hellen Nächte waren noch von südländischer Lauheit erfüllt gewesen.

„Der einzige Sommer“, sagte Isa nach einer Pause — und sicher besaß auch dieses vieldeutig klingende Wort den einen, geraden Sinn ihrer sonstigen Aussprüche.

Und wieder war eine Pause, bis Kai sprach:

„Der Krieg scheint unvermeidlich zu sein.“

Wie ein kreischender Mißton zerschnitt dieser Satz die Harmonie des trägen, sonnensatten Nachmittags. Die blasser Kurmusik verlor davon ihre Wirkung und die starke Sonne auch — und nur noch das eine schreckliche Wort war da. Und was die fremde, harte Stimme im Lautsprecher sagte, mochte nichts anderes sein als Variationen zu dem einen Thema.

„Ich wußte, daß ich nicht nach England fahren würde.“

Das war das erste, was im Kreis der drei Menschen gesprochen wurde, und Isa sagte es ohne Freude darüber, daß ihre Ahnung recht zu behalten schien.

„Dann werde ich bald abreisen müssen“, sagte Jürgen.

Er war bleich, und seine Hände zitterten.

„Es braucht ja nicht heute und morgen zu sein“, meinte Kai beruhigend, dem erst die Wirkung seiner Worte begreiflich machte, wie sehr diese beiden Liebenden in den letzten Tagen und Wochen fern der Wirklichkeit gelebt hatten.

Kurz danach erhoben sich die drei Menschen. Sie gingen langsam am Strande auf und nieder — bis zu dem Gasthof, in dem Jürgen während der ersten Tage gewohnt hatte, und immer wieder zurück zu den Dünen, über denen man die rötlichen Kiefernstämme sah. Sie sprachen über manches Belanglose, aber ihre Gedanken irrten ab, da jeder von den Liebenden angesichts der neuen größeren Bedrohung beim andern Schutz suchte, während Kais ablenkendes Geplauder ins Leere ging.



Zeichnungen: Hans Beck

Willumsen erinnerte sich später noch oft daran, wie sich gerade in dieser qualvollen Stunde ein aufregender Zwischenfall am Badestrand abspielte: Einen ermatteten Schwimmer zogen die Wellen immer weiter ins Meer hinaus, und die nachschwimmenden Retter erreichten den Untersinkenden erst, als seine Hilferufe schon verstummt waren. Menschen hatten sich inzwischen am Strande angesammelt, ein Sanitätsauto mit dem roten Kreuz im weißen Feld war vorgefahren, und als die triefenden Schwimmer den Geborgenen in den Sand betteten — steif und schon von den Merkmalen des Todes gezeichnet — kam ein großes Schweigen über die vorher in drei oder vier Sprachen durcheinanderschwatzenden Menschen. Jetzt schwiegen sie in allen Sprachen, wie Willumsen zu einer Zeit feststellte, als ihm dieses Verstummen wegen eines Unbekannten zum Symbol des allgemeinen tödlichen Verstummens der Menschheit bei Kriegsausbruch wurde.

Für den Balten Kai Lassman war dies der letzte Eindruck der gemeinsamen Begegnung: Holpernd auf dem unebenen Sand entfernt sich gegen das Wäldchen zu langsam ein grauer Lastwagen mit einem roten Kreuz,

und ein Mann und eine Frau gehen hinterher, Hand in Hand, mit gesenkten Köpfen, wie angerührt von einem fremden Tod. Er selbst hatte sich verabschiedet, um den Abendzug nach Riga zu erreichen, ohne zu ahnen, daß er die beiden Freunde nie wiedersehen sollte.

Denn was nun geschah, kam rasch. Im Briefkasten an der Gartentür fand Isa bei der Heimkehr ein Telegramm Baranskys, in dem er seine Ankunft für den nächsten Tag ankündigte. Jürgen sah, wie das Mädchen zitterte, als sie vor ihm ins Haus schritt. Alles herb Sarmatische war aus ihrem Gesicht gelöscht, das sie ihm zuwandte und das jetzt weich war, aufgelöst in Tränen.

Sie gingen in dieser Nacht noch einmal hinunter zum Meer, das von einer starken Dünung aufgewühlt wurde, das bald im Lichte des Vollmonds, bald im Dunkel schwarzer Wolken lag und dann auch wieder aufgeteilt in Flächen des Lichts und der Finsternis. So war auch in ihnen beides, Helles und Dunkles, zugleich und manchmal war in ihnen der verzehrende Wunsch, gemeinsam hinausgezogen zu werden wie der unbekannte Mann am Nachmittag, immer weiter . . . Aber dann fanden ihre Körper zueinander, er spürte die glatte Haut der jungen Frau, die im Licht wie die einer bronzenen Najade schimmerte, und sie sprangen Hand in Hand den Wellen entgegen. Der Anprall der Wogen machte sie müde, und sie taumelten, als sie das Wasser verließen und die letzten Wellchen ihre Füße überspülten.

Zum letztenmal! — Wahrscheinlich hatte keiner von beiden das Wort ausgesprochen, aber beide empfanden es gleich stark. Und es begab sich etwas Merkwürdiges: Mochte es ein plötzlicher Schwächeanfall sein oder geschah es unter einem übermächtigen Gefühl — am trockenen Sandstrand knickte Isa in den Knien ein und blieb so, kniend, mit geschlossenen Augen, wie die Statue eines sterbenden Mädchens, bis Jürgen sie aufhob und auf den Armen in ihre „Weidenkammer“ trug. Dort lag sie eine Weile stumm neben ihm. Dann streckte sie ihre Hände aus und zog den Mann zu sich hernieder . . .

Sie hatten beide diese letzte Nacht nicht in Baranskys Haus verbringen wollen. Sie kleideten sich erst an, als es kühl wurde und gingen noch einmal ans Meer, darüber sich im Nordosten der Himmel rötete. Sie schritten so umschlungen, als könnten sie, wie in einer alten Sage, durch Zauber *ein* Leib werden. Die rote Sonne, die aufging, war die ihres letzten Tages . .

In den Nadeln knisterte die Hitze, als sie in der elften Stunde miteinander das Holzhaus verließen. Der struppige Hund bellte, die stumpfe Frau sah über den Zaun. Man meinte, den glühenden Sand durch die Schuhsohlen zu spüren. Flimmernder Dunst lag über dem Meer und verengte den Horizont. Wieder schmetterte der Lautsprecher am Eispavillon einen Marsch — wie am ersten Tag.

Die Kleinbahn wirkte auf eine lächerliche Art altertümlich. Man mußte hohe Stufen hinaufsteigen, um in die Wagen zu gelangen. Jürgen bekam ein Abteil für sich allein. Er hielt beide Hände aus dem Fenster, an denen sich Isa mit ihren Händen festklammerte. Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben. Da riß sie im letzten Augenblick die Tür auf und sprang in den Wagen, als eben der Zug anfuhr. Sie lachte glücklich.

„Zwei Stationen kann ich mitfahren!“

„Isa!“

„Vergiß das Lied nicht, du!“

Sie summte die Melodie des Karussells von ihrem ersten gemeinsamen Abend. In der Ferne tauchte schon die Stadt auf, in nebelähnlichen Glutdunst gehüllt.

„Wir sehen uns wieder. Wir sehen uns wieder.“

Diese Worte, die er dicht an ihrem Ohr flüsterte, waren mehr Beschwörung oder Gebet als Hoffnung und Gewißheit.

Isas leinenes Sporthemd hatte sich über der Brust geöffnet, und sie merkte es nicht. Sie lösten ihre hitzefeuchten Stirnen voneinander, als der Zug das zweite Mal hielt.

Und dies war das allerletzte der unvergeßlichen Bilder: Auf einem ländlichen Bahnsteig, seltsam klein, stand die junge Frau mit den bloßen, braunen Beinen in ihren weißen Tennishorts. Sie stand mit hängenden Armen, wie nach einem verlorenen Spiel. Sie hob nicht die Augen und winkte nicht, als der Zug davonfuhr, der Baransky bringen würde, wenn er zurückkehrte . . .

Mit einem Nachmittagszug reiste Jürgen Willumsen nach Reval weiter, um Frau und Kind heimzuholen, ehe sich die drohenden Wetterwolken über Europa entluden . . .

Das Ehepaar Willumsen hat seine Revaler Erbschaft nie angetreten, und zu der Zeit, da das nächste Wimbledonturnier stattfinden sollte, marschierte Jürgen auf französischen Straßen. Ob es bloßer Zufall war, daß er 1941 zu einem Truppenteil an der Ostfront versetzt wurde, mag fraglich sein. Aber daß er zu keinem Urlaub mehr nach Hause kam, seit sich seine Truppe in Kurland befand, ist wohl mehr als Zufall. Er muß Isa dort gesucht haben oder die Erinnerungen an sie. Einmal schrieb er eine Karte aus Riga, und die letzte unzensierte Nachricht, die ein Kamerad von ihm brachte, stammte aus der Gegend von Libau.

Es waren aus einem Schulheft gerissene Blätter — ein langer Brief — *das* Bekenntnis. Unter seine Unterschrift noch hatte er gekritzelt — es sah aus, als sei es in fliegender Hast vor einem Alarm geschrieben: „Mir ist, als hätte ich in ihr auch diesen letzten Sommer geliebt, den Frieden und die gefährdete Freiheit des Menschen, sich für das Rechte zu entscheiden . . .“

Wie in einer heimlichen Scheu nannte er nirgends den Namen des sarmatischen Mädchens . . .

Ob Isa eine der befohlenen Umsiedlungen mitgemacht hatte, wußte nachher auch Kai Lassman nicht zu sagen. Eines Tages nach Kriegsende kam er hinkend, krank und verwahrlost aussehend in unsere Stadt, und er ging wieder fort, als er in Willumsens Fabrik, die Eva jetzt allein mit großem Geschick leitete, keine noch so bescheidene Anstellung erhielt.

„Jetzt verstehe ich Jürgen“, sagte er beim Abschied zu mir.

Und er meinte, wenn das Schicksal wie in Feenmärchen oder billigen Romanen handle, müßten die beiden, unser Freund und Isa, doch noch auf wunderbare Weise zusammengefunden haben, um auf einem Boot nach Schweden zu entkommen.

„Ja, das wäre ein Märchen“, sagte er, während ich ihn zu dem Milchauto brachte, das ihn möglichst billig nach Hamburg mitnehmen sollte, „aber eins kann ich als wahr beideen —“ — und er hob seine etwas zitternde Hand zum Hessischen Schwur — „Baransky hat sich mit einer reichen Brasilianerin verheiratet. Es geht ihm drüben ausgezeichnet . . .“

ERNTEMORGEN

Strahlend gläserner Ferne
angesonntes Gefild
opferst dem Sichelgang gerne
Gensing und Mornrod mild.

Frühbaum und Morgendolde
atmen noch schlafenden Hauch,
da unter steigendem Golde
löst sich die Lerche vom Strauch.

Wolken werden, vergehen,
kaum streift ihr Schatten die Saat,
hörst du den Dangelton wehen,
Bote der nahenden Mahd.

Vigoleis Thelen

FILM-RUNDSCHAU

Das Bild des Menschen

Bemerkungen zur IV. Berlinale

Je schneller wir in die zweite Hälfte des XX. Jahrhunderts hineingehen, desto rascher vollzieht sich vor unseren Augen etwas, das manchem von uns unbequem, ja peinlich erscheint: die Ablösung des geschriebenen Wortes durch das Bild. Nicht die Literatur, nicht das Drama, nicht die Musik dominieren heute, sondern das Bild, die Photographie, der Film. Der Pressephotograph, der Filmregisseur, die Darsteller auf dem Zelluloid beeinflussen die Menschenmassen, dirigieren ihre Sehnsüchte und Meinungen. Täglich werden Millionen von dieser Industrie erfaßt, und es ist nicht abzusehen, wann der Siegeszug des Bildes das geschriebene Wort endgültig in ein kulturelles Reservat abgedrängt haben wird. Die meisten Zeitgenossen lesen nur noch wenig; sie lassen sich bilden durch das Bild. Zeitungen werden zu Bildzeitungen, Romane werden für die Masse in die Bildersprache übersetzt, und der Film wird zur fast einzigen, die Massen bewegendenden Konvention. Man kann dieses Phänomen snobistisch verachten. Aber man hat die Pflicht, sich damit auseinanderzusetzen. Denn auch auf der flimmernden Leinwand, in der bebilderten Zeitung geht es um das Antlitz des Menschen, um sein Bild in dieser Zeit.

Als der Verfasser im Jahre 1949 in einer West-Berliner Tageszeitung anregte, dem internationalen Film in der Viersektorenstadt ein jährliches, festliches Rendezvous zu verschaffen, hatte er den politischen Aspekt im Auge. Hinter dem Eisernen Vorhang sollte für die Bewohner der im sowjetischen Okkupationsgebiet liegenden Zone gezeigt werden, wie vielseitig und unkonform die freie Welt Filme drehte. Nach der IV. Berlinale im Juni 1954 ist zu sagen, daß der politische Aspekt in den Hintergrund getreten ist. Der Durchbruch der Internatio-

nen Filmfestspiele in Berlin zum großen, Cannes und Venedig übertragenden Festival ist erfolgt. Damit erhält der politische Akzent seine Bestätigung durch das Interesse der Filmindustrie der freien Welt. Berlin war in diesen Tagen nicht nur wieder Weltstadt, sondern auch das Zentrum des Weltfilms. Die Bevölkerung dieser Stadt empfand diese Tatsache mit dem Enthusiasmus des Selbstverständlichen. Berlin spielte mit. Unmöglich ist es, die Gäste aufzuzählen. Sie repräsentierten Hollywood und Cinecittà, japanische und französische Filmstudios, britische und südamerikanische Produktionsstätten. Sie stellten sich nicht nur auf der Leinwand, sondern auf der Bühne dem Publikum, jenen Menschen, durch die sie Ruhm und Erfolg erzielten. Täglich saßen Mitteldeutsche, Berliner, Westdeutsche und Ausländer vor diesen Filmen.

Sobald die Filmindustrie versucht, künstlerisch wertvolle Erlebnisse zu schaffen, steht sie vor dem Phänomen der nationalen Ausdrucksphäre. Erst dann wird — wie jeder bedeutende Roman — ein Film internationale Bedeutung erlangen, wenn er auf billigen Konformismus verzichtet und nationale Eigenheiten, das Temperament und die Aura eines Volkes zu hoher geistiger Ausstrahlung bringt. Dies zeigte sich in Berlin besonders deutlich. Filme, die für einen undefinierbaren, sogenannten „internationalen“ Geschmack etwa nach Hollywood-Rezept gemacht worden waren, fielen durch. Andere dagegen, die das Wesen einer Nation ausdrückten oder die als Gemeinschaftsproduktionen zweier Nationen ihre wesentlichsten und glücklichsten Züge herausarbeiteten, wurden zu großen Erfolgen.

Japan hat sich an die Spitze der künstlerisch wertvollen Filmproduktion gesetzt. Es hat mit dem Samurais-Film „Das Tor zur Hölle“ zum

ersten Male in der noch immer so peinlichen, kurzen Geschichte des Farbfilms die Farbe als dramaturgisches Element und nicht nur als Dekoration verwendet. Mit dem erschütternden Streifen „Einmal wirklich leben“, der Geschichte des todkranken Bürobeamten, der vor seinem Ende auf Umwegen zu einer Aufgabe gelangt, die ihn den Tod fast heiter ertragen läßt, schrieb Japan eine große Ballade vom Leben und Sterben des Durchschnittsmenschen in unserer Zeit. Auch mit einem fast simplen Film von der Liebe zweier bäuerlicher Menschen („Die junge Mäherin“) gelangen großartige Symbole von der Einfachheit der Gefühle.

Italien folgt dichtauf mit „Brot, Liebe und Phantasie“, einem Film, der durch die schauspielerische Bedeutung der (nicht nur) schönen Gina Lollobrigida und des Darstellerregisseurs Vittorio de Sica sowie die heitere Liebenswürdigkeit, das geraffte Tempo von Drehbuch und Kamera das ländliche Leben in einem Dorf des Appenin wiedergibt. Mit den beiden Farbfilmen „Das neapolitanische Karussell“ — einem folkloristischen Tanzepos über die Historie der Stadt am Vesuv — und der „Großen Hoffnung“ — einem versöhnenden U-Bootsfilm, in dem das Bild des Menschen und nicht die Grausamkeit des Seekrieges wirkte — gewann die italienische Filmproduktion höchste Auszeichnungen durch Jury und Publikum.

Frankreich drang mit mutigen und hinreißend gedrehten Problemfilmen wie „Wilde Früchte“ und „Der Abtrünnige“ in künstlerisches Neuland vor. Im ersten bilden junge, aus der Stadt entwichene Menschen in einem verlassenen Dorf die Archetypen menschlicher Beziehungen heraus, und im „Abtrünnigen“ wird ein delikates Problem, das der katholischen Priesterschaft, mit unerhörter Lebendigkeit und fast allzu starkem Realismus in die Kneipen und andere Wirklichkeiten unseres Lebens verlegt.

Großbritannien kultiviert den Realismus des kleinen Mannes mit viel trockenem Witz und echter Verbindlichkeit. Charles Laughton er-

spielte sich mit dem Streifen aus dem Leben eines Schuhmachers („Herr im Haus bin ich“) den größten Publikumerfolg der Berlinale, und „Was jede Frau sich wünscht“ blieb mit seiner Kleinleuteluft nicht wenig hinter diesem Erfolg zurück.

Die *Vereinigten Staaten* experimentieren mit CinemaScope. Die Welturaufführung des „Garten des Bösen“, von dem ausgezeichneten Henry Hathaway gedreht, zeigte, daß das plastische Neuland zuerst der theatralischen Naturkulisse, erst später vielleicht dem Gesicht des Menschen zuträglich ist. Walt Disneys Dokumentarfarbfilm „Die Wüste lebt“ aber wurde das virtuose Meisterstück dieses einfallsreichen Amerikaners. Unvergeßlich der Kampf zweier Schildkröten — ein dramaturgisches Ereignis, das die Beherrschung der Akzente, welche die Natur setzt, durch die Phantasie des Filmregisseurs bewies.

Schweden zeigte durch Arne Sucksdorffs „Großes Abenteuer“, daß Disneys Dramaturgie europäisch abgewandelt werden kann. Auch hier spielten Füchse und Fischottern ihre virtuellen Rollen, aber der Schwede unterwarf seine dramaturgische Phantasie den Gesetzen und Rhythmen des Jahresablaufs an einem kleinen schwedischen See. Vielleicht war diese Selbstbescheidung noch größer als Disneys phantasievolles Spiel mit der Natur.

Deutschlands Filmproduzenten mieden diese Berlinale. Nur Curt Oertel wagte wacker die Uraufführung seines Dokumentarfilms über Nordamerika „Neue Welt“. Aber ihm mangeln nicht nur Phantasie, sondern auch dramaturgisches Geschick. Der Streifen ermüdete durch simple Kamera-Arbeit, aufdringliche US-philie Texte und ungeschickten Schnitt. Solange in Deutschland der Film nur rasch Geld einbringen soll, wird unsere Produktion keinen Vergleich mit den Spitzenerzeugnissen der großen Filmnationen erzwingen können. Noch nie war man so beschämt vor den fragenden ausländischen Gästen. Es scheint, als operiere der deutsche Film selbstgefällig und außer Konkurrenz im Niemandsland stupiden,

unkünstlerischen Merkantilismus. Auch „Weg ohne Umkehr“, ein Ost-West-Film, konnte aus künstlerischen Motiven kein Erfolg werden.

Österreich aber wagte Helmut Käutners „Letzte Brücke“, jenen Film aus dem Partisanenkrieg in Jugoslawien, der durch Maria Schell zu einem starken Dokument menschlicher Versöhnung wurde. Mit Recht erhielt dieser Streifen den Selznick-Goldlorbeer für den besten, völker-versöhnenden Film dieses Jahres. Käutner wird nun, so ist zu hoffen, auch vom deutschen Film wieder Aufträge erhalten, die seiner Sonderklasse als Filmregisseur entsprechen.

Unter den übrigen Nationen erwies sich vor allem Indien mit „Die Lotosblume“ und „Krischnas Wiederkehr“ als dicht an die Weltspitzerzeugnisse in Celluloid heranreichend. Belgien zeigte Paul Husaerts ausgezeichneten Film „Das goldene

Zeitalter“, eine Rhapsodie in von der Kamera lebendig gemachten Gemälden großer niederländischer Maler.

Es wäre falsch und gefährlich, den Einfluß des Films, der Sprache der Bilder auf das Leben des Menschen in dieser Zeit zu unterschätzen. Zwischen Rummelplatz und exzellenter Poesie sind seine Wirkungen aufgeteilt. Aber gibt es nicht auch in der Literatur, der Musik jene beiden Pole? Uns kommt es darauf an, aus der Sprache der Bilder das Bild des Menschen herauszufinden. Das Abenteuer des menschlichen Antlitzes in Grauen und Verzweiflung, in einsamer Schönheit und gelassener Toleranz ist ein faszinierendes Erlebnis. Diejenigen, die Geld und Macht besitzen, uns darin zu erheben oder zu erniedrigen, sollten wissen, daß wir ihnen kritisch auf der Spur bleiben. Die IV. Berlinale war dafür ein bedeutender, großer Anlaß.

Wolfgang Paul

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Deutsche Literatur des XX. Jahrhunderts unter der Lupe der Soziologie

Eine neue Literaturgeschichte mehr? Die Frage mit Bezug auf das im Wolfgang Rothe Verlag, Heidelberg, erscheinende Sammelwerk „Die deutsche Literatur des XX. Jahrhunderts“ (herausgegeben von dem Soziologen Hermann Friedmann und dem Literaturhistoriker Otto Mann) stellen, heißt sie verneinen. Die Gegenwartssituation der deutschen Dichtung nicht einmal mehr mit literaturwissenschaftlichen oder weltanschaulichen Maßstäben zu messen, sondern sie vom Soziologischen her zu durchleuchten und zu begreifen, ist das eigentliche Anliegen des Werkes. Ein solcher Ansatz zu soziologischer Fragestellung ist zwar nicht neu — schon die Arbeiten von Georg Lukacs, Franz Mehring oder, in jüngster Zeit, Arnold Hauser zielten in ähnlicher Richtung — noch nie aber wurde meines Wissens versucht, unsere moderne Literatur in einer derart umfassenden Weise auf ihre soziologische Struktur hin zu untersuchen. Der Versuch ist um so bemerkenswerter, als wir zugestandenermaßen in einem Zeitalter äußerster Geist- und damit auch Dichtungsferne leben. Scheint eine Untersuchung des Wirkungszusammenhanges von Leben und Dichtung so nicht von vornherein durch die hypothekarische Feststellung belastet, daß Literatur und Leben kaum noch etwas miteinander zu tun haben, daß namentlich im deutschen Schriftraum „das deutsche Gesellschaftsleben zwar seine Schriftsteller er-

reicht, diese aber nicht rückwirkend in die Gehörsweite der deutschen Leserschaft fallen“ (Friedmann)?

Es genügt also nicht, die Ursachen dieser „mangelhaften Kommunikation“ zwischen Autor und Leser festzustellen, sondern man wird gleichzeitig nach jenen dichterischen Unternehmungen fahnden müssen, in denen erfolversprechende Ansätze zu einer Überwindung der selbstgewählten Isolierung eines großen Teils unserer modernen Dichtung vorhanden sind. Kein Zweifel aber auch, daß ein solches Vorhaben über die Kraft eines Einzelnen gegangen wäre und daß es — selbst auf die Gefahr einer Zersplitterung und gewisser Widersprüche hin — nach einer sich gegenwärtig ergänzenden Zusammenarbeit verschiedener Autoren verlangt. Verlag und Herausgeber erhöhten zwar das erwähnte Risiko etwaiger Widersprüche noch dadurch, daß sie ihre Autoren aus den verschiedensten Lagern wählten, neben akademischen Lehrern Publizisten, neben freien Schriftstellern Bibliothekare zur Mitarbeit heranzogen. Sie gewannen für ihr Werk aber gerade durch diesen Aufeinanderprall verschiedener Meinungen und Temperamente an Lebendigkeit der Darstellung, abgesehen davon, daß es der Vielschichtigkeit der modernen Dichtung entspricht, wenn man sie von ganz verschiedenen Perspektiven her unter die Lupe nimmt. Zu den Mitarbeitern zählen unter anderen Julius Bab, Max Bense, Paul Böckmann, H. M. Braem, Clemens Heselhaus, Ludwin Langenfeld, Fritz Martini, Bernhard Rang, Paul Requadt, Felix Stössinger.

Dem einleitenden Kapitel des Mitherausgebers Friedmann über die „Gegenwartssituation des literarischen Menschen“ folgen Gesamtdarstellungen der einzelnen Dichtungsgattungen („Die Wandlungen des Epischen“, „Die deutsche Lyrik des XX. Jahrhunderts“, „Dramatische Stile“). Dann reihen sich Beiträge über die repräsentativen Dichter der Epoche an (Hauptmann, Rilke, George, Hofmannsthal, Mombert, Mann, Hesse, Werfel, die Dichter des Impressionismus, Barlach, Döblin, Kraus, Kafka, Musil, Broch, Benn). Ergänzt wird das Werk durch ein Kapitel „Was ist Kitsch?“ und ein weiteres über die literarische Entwicklung von 1945—1953. Diese Gliederung, die darauf abzielt, das Schwergewicht der Interpretation auf die allein wesentlichen Entwicklungen und Gestalten zu legen, ist durchaus zu begrüßen, da sie das sich uns bietende literarische Bild klar strukturiert, anstatt es in einem Nebeneinander vielerlei oft völlig belangloser Namen zu verflachen. Man wird auch der Auswahl der für repräsentativ erachteten Autoren im großen und ganzen zustimmen und besonders erfreut die Namen von Karl Kraus, Robert Musil und Hermann Broch registrieren, denen damit in einer deutschen Literaturgeschichte endlich der ihnen gebührende Platz eingeräumt wird. Nicht ganz erklärlich ist freilich die Zugewinnung Alfred Momberts zu diesem illustren Kreis, dem auch eine noch so feinfühlige und behutsam die Struktur seines dichterischen Werkes nachtastende Interpretation wie hier von Richard Benz nicht zu der Legitimation dichterischer Ebenbürtigkeit etwa mit Hofmannsthal oder George verhelfen wird. Und bei aller Verehrung für den bildenden Künstler Ernst Barlach, bei aller Anerkennung seines dramatischen und erzählerischen Talents: wenn überhaupt ein *Dramatiker* der zwanziger Jahre eigens herausgestellt zu werden verdient, dann hat dies vor allen anderen wohl Georg Kaiser zu sein. Leider vermißt man auch ein Kapitel über die politisch-weltanschauliche Dichtung des XX. Jahrhunderts, das gerade in einer soziologisch orientierten Literaturgeschichte eine Menge Ansatzpunkte für eine fruchtbare Diskussion gegeben hätte, tritt doch nirgends so deutlich wie dort die Literatur, gleich ob sie sich faschistisch oder bolschewistisch gebärdet, mit

einem derart beherrschenden Anspruch an das Leben heran. Gerne hätte man auch eine Ausweitung des Abschnittes über Karl Kraus gesehen, in dem all jene dem Meister der „Fackel“ geistesverwandten Autoren wenigstens eine Erwähnung gefunden hätten (wie etwa Erich Kästner, Kurt Tucholsky u. a.).

Wie stellt sich nun das Bild der deutschen Dichtung unseres Jahrhunderts aus soziologischer Sicht her dar? Auf einen kurzen Nenner gebracht, müßte die Antwort lauten: In der Dichtung unserer Zeit spiegelt sich zweierlei, einmal die tiefe Hoffnungslosigkeit des sich seiner Einsamkeit bewußt gewordenen Individuums, das den noch die Menschen früherer Generationen tragenden (gesellschaftlichen) Boden unter den Füßen ebenso verloren hat wie jede Verbindung zur Transzendenz. Zum anderen lassen sich bereits die Ansätze zu einer „Suche nach einer neuen Wirklichkeit“ und einer neuen Glaubensgewißheit erkennen. Der mit bravourösem Temperament geschriebene Aufsatz H. M. Braems über die Literatur seit 1945 gipfelt in der These, die man rechtens über die ganze Dichtung unseres Jahrhunderts als Prämisse voransetzen dürfte, daß nämlich in einer Zeit, in der die Möglichkeit eines dichterisch gestalteten menschlichen Porträts geleugnet wird, notwendigerweise auch keine allgemein verpflichtende Form des Romans oder des Dramas, geschweige denn der Lyrik mehr existieren kann. Die (nicht erst seit 1945) herrschende Formanarchie spiegelt nichts anderes als die Ratlosigkeit des Menschen, der die „Kommunikation“ zur Umwelt verloren hat. Daher andererseits der Mut zum literarischen Experiment. Immer aber geht es darum, die Stellung des Menschen neu zu gründen, ob es sich dabei, wie Emrich in der ersten völlig textimmanenten Kafka-Interpretation das für seinen Dichter in Anspruch nimmt, um den „einzigartigen Versuch“ handelt, „in einer Welt, die keine verbindliche menschliche Satzung mehr kennt und keinem unbedingten göttlichen Gebot mehr folgt, die absolute Verantwortlichkeit des Menschen neu zu konstituieren“ oder ob über diese bloße — bei Kafka in sich freilich vollkommene — dichterische Fixierung der menschlichen Stellung innerhalb einer inhumanen Gesellschaftsordnung hinaus der Dichter versucht, die Frage nach der Transzendenz neu zu stellen und wie etwa Rilke (nach der einleuchtenden Interpretation von Langenfeld) in Gestalt des „Engels“, einer symbolisch zu verstehenden Figur, eine Art Mittlerperson zu der göttlichen Instanz zu schaffen. Bei Hermann Broch wiederum wird der Dichtung eine „bis ins Metaphysische reichende soziale Bedeutung“ gegeben, die Gottesferne und die Furcht vor dem Nichts als tödliche Krankheit der Zeit diagnostiziert und zugleich in „einem Gegen-druck der Verzweiflung und der Gewißheit“ (Stössinger) überwunden, Gott und Mensch, Transzendenz und Irdischkeit, Tod und Leben durch ein Aber-tausend verschiedenster Beziehungen miteinander verknüpft. Und, indem Broch ihm dergestalt den Glauben an sich wieder zurück gibt, erhöht er „den Menschen zum Bürger der Schöpfung“.

Der Verschiedenheit dichterischen Begreifens entspricht die Vielfalt der angewandten Interpretationsmethoden, die bisweilen leider zu Überschneidungen und in einer Neuauflage hoffentlich vermiedenen Wiederholungen führt. Dennoch ist das gewonnene Bild überraschend einheitlich und zeigt die deutsche Dichtung der ersten Jahrhunderthälfte zwischen tiefgründige Verzweiflung und neukeimende Hoffnung gespannt, eine Dichtung des Abschieds und zugleich des tastenden Neubeginns gemäß dem Worte Wolfgang Borcherts: „Wir sind eine Generation ohne Abschied, aber wir wissen, daß alle Ankunft uns gehört.“

Jürgen Eyssen

„Der Krieg in Frankreich und Flandern 1939—1940“

In der Reihe der britischen Geschichte des Zweiten Weltkrieges ist dem Feldzug in Norwegen als 2. Band der Feldzug in Frankreich und Flandern gefolgt: *The War in France and Flanders 1939—1940* (London 1953, Her Majesty's Stationary Office, 425 S.). Der verantwortliche Verfasser ist Major L. F. Ellis. Wie der Feldzug in Norwegen so steht auch der jetzt vorliegende Band auf einer bemerkenswerten Höhe der Darstellung und der Ausstattung mit Karten, wobei auf die angehängte Ergänzung der deutschen Planung und Führung hinzuweisen ist.

Wir sollten vom deutschen Standpunkt aus nicht nur den Untern betrachten, unter dem die britische Armee und der General Lord Gort zu kämpfen hatte, sondern — was wichtiger ist — die Haltung, in der die britischen Expeditionskräfte sich von der Dyle bis Dünkirchen zurückkämpften, eine Haltung, die so sehr gegen die französische abstach. Denn nur aus dieser zähen und verbissenen Haltung ist erklärlich, daß weder die britische Führung noch der britische Soldat sich selbst aufgaben, seine Front nie gebrochen wurde und die Einschiffung in Dünkirchen gelang. Aus dieser Haltung schöpfte die britische Armee die Kraft zum Gegenschlag in den folgenden Kriegsjahren.

Die britische Armee war eingeklemmt zwischen der französischen 1. und 7. Armee und unterstand dem französischen General Georges. Aber die 8 Monate, die bis zum Beginn der deutschen Offensive Mai 1940 zur Verfügung gestanden hatten, waren nicht ausgenutzt worden, um die Zusammenarbeit innerhalb dieser Koalitionsarmee vorzubereiten. Es fehlte ein Oberbefehl, da die belgische Neutralität unklar war und bis zum Beginn der Kampfhandlungen eine gemeinsame Führung einschließlich der belgischen Armee fehlte. Der Rückzug der britischen Expeditionskräfte war eine hohe Leistung, wenn man bedenkt, daß die Verbündeten auf beiden Flanken ständig abbröckelten und daß in dieser

Lage Lord Gort dennoch im Unterschied zu den Franzosen stets kühlen Kopfes die Lage einige Tage voraus berechnete. Er sah, wann Arras gehalten, und ebenso, wann es geräumt werden mußte. Er organisierte als erster den Brückenkopf von Dünkirchen und bereitete eine Teilräumung vor, noch ehe die britische Regierung selbst oder die Franzosen die Notwendigkeit dieser Räumung erfaßt hatten. Mehr als aus glänzenden Vormärschen und Siegen lernt man auch militärisch aus schwierigen Lagen und Rückzügen, wie sie hier gemeistert wurden.

Robert Knauss

In England geht es

Ein Deutscher, der unlängst seine Ferien in England verbracht hatte, berichtete nach seiner Rückkehr mit leisem Triumph in der Stimme, er habe in London gesehen, daß der Militarismus keineswegs eine preußisch-deutsche Erfindung sei. Auf die erstaunte Frage, was ihn zu dieser Erkenntnis bewogen habe, erzählte er, wie er mehrmals bei Spaziergängen im St. James' Park dem Exerzieren der Garde zugeschaut habe; stumpfsinnigeren Drill habe es auch in Preußen nicht geben können. Diese Beobachtung mag richtig sein. Der daraus gezogene Schluß ist falsch. Militarismus erweist sich nicht am Gamaschendienst, der in den meisten Armeen der Welt mehr oder minder ähnlich sein dürfte, sondern an der Übertragung des Gamaschendienstes auf das zivile Leben. Gerade das hat es aber in England niemals gegeben — oder doch höchstens ein wenig zur Zeit Cromwells, dessen Herrschaft aber nur ein Intermezzo war. Im übrigen ist England seit Jahrhunderten die Hochburg des zivilen Geistes, und zwar in solchem Maße, daß dort sogar die gelegentlich vorkommende Personalunion von General und Politiker weniger verhängnisvoll gewirkt hat als in andern Ländern.

Uns liegen drei ganz verschiedene Bücher vor, die das Eine gemeinsam haben, daß sie Beiträge sind zum Verständnis der Wechselwirkung von Politik und Militär im öffentlichen Leben des Inselreiches. Da ist zunächst die vortreffliche Studie

über „*Cromwell's Generals*“ von Maurice Ashley (London 1954, Jonathan Cape). Nun wird mancher deutsche Leser fragen: Was ist uns Cromwell noch? Nun, wir haben erlebt, daß das 20. Jahrhundert gegen Tyrannen und militärische Autokraten so wenig gefeit ist, wie das 17. Jahrhundert es war. Und wer möchte behaupten, daß der Puritanismus nicht abermals einen verhängnisvollen Einfluß auf die Politik gewinnen könnte? Die Schilderung einer geschichtlichen Gestalt durch das Wesen und Wirken ihrer Mitarbeiter ist eine ungewöhnliche, aber — wie das Buch von Ashley beweist — sehr einleuchtende Methode. Die vielfältigen Schicksale von Cromwells Generalen geben dem Leser hinreichenden Stoff, um über das Verhältnis von ziviler und militärischer Gewalt fruchtbare Betrachtungen anzustellen.

Das tut auch die Bildergalerie britischer Premierminister aus zweihundert Jahren, die allerdings weder mit dieser Absicht geschrieben wurde, noch den gleichen Ausgangspunkt hat: *British Prime Ministers. A Portrait Gallery* introduced by Duff Cooper (London 1953, Allan Wingate). Es ist eine Sammlung von sechzehn Essays zeitgenössischer britischer Historiker, die der unlängst verstorbene Duff Cooper mit einer Einleitung versehen hat. Die Galerie ist nicht erschöpfend, enthält aber alle wichtigen Premierminister von Sir Robert Walpole bis Neville Chamberlain. Der einzige Soldat in dieser Reihe ist der Herzog von Wellington, aber die meisten zivilen Premierminister haben Entscheidungen treffen müssen, die den Vorrang der zivilen Gewalt bestätigt oder verteidigt haben. Für den künftigen Historiker wird es reizvoll sein, die Galerie durch ein Bildnis Churchills zu ergänzen, der in seiner Person mehr als einmal den Widerstreit politischer und militärischer Überzeugungen auszutragen gehabt hat, schließlich aber stets der britischen Tradition treu geblieben ist. Auch wer Churchills Vorzüge hauptsächlich in seinen Leistungen in Kriegszeiten zu sehen meint, wird schwerlich behaupten können, daß Englands Grand Old Man ein Militarist sei.

Ein bemerkenswertes Beispiel dafür, daß in England zivile und militärische Eigenschaften harmonisch in einem Menschen beieinander wohnen können, liefert schließlich der erste Earl Wavell, der sich gegen Rommel und anderswo hohen militärischen Ruhm erworben, als Vizekönig von Indien bemerkenswerten politischen Takt bewiesen und sich als Schriftsteller die Achtung kritischer Zeitgenossen erworben hat. Der hier angezeigte Essay-Band *Soldiers and Soldiering* (London 1953, Jonathan Cape) behandelt ausschließlich militärische Themen — darunter eine Würdigung seines Gegners Rommel — aber niemand könnte den Verfasser einen Militaristen nennen. Warum das so ist, läßt sich schwer oder vielleicht auch ganz einfach mit einem Satz aus Wavells Buch sagen: „Die Briten waren ein freies Volk und sind vergleichsweise immer noch ein freies Volk.“ — Diese Freiheit gilt eben auch den britischen Generalen mehr als alles andere. Und darum gibt es in England bei noch so strengem Gamaschendienst keinen Militarismus.

h. l.

Victor Gollancz' Lebensbuch

Der Engländer Victor Gollancz, Jude, Sozialist und Verleger, war unmittelbar nach der deutschen Katastrophe 1945 der Erste aus der Welt unserer Kriegsgegner, der — während viele das gesamte deutsche Volk schuldig zu sprechen begannen — nicht nur das Wort der Versöhnung äußerte, sondern Taten der Hilfe leistete. Ihm ist — gegen manchen Protest — die Gründung des Hilfskomitees „Rettet Europa jetzt!“ zu danken. Er kam selber nach Deutschland, besuchte die Stätten des ärgsten Elends und half mit Energie und Beispiel, Wogen des Hasses abzutragen und Kummer und Not zu lindern. Dieser durch und durch christlich handelnde Mann hat angefangen, die Geschichte seines Lebens aufzuzeichnen. Deren erster Band, der — von einigen zeitlichen Vorausblendungen abgesehen — seine Erlebnisse von der Kindheit bis zum Kriegsbeginn 1914 erzählt, liegt nun in einer von Lutz Weltmann besorgten Über-

setzung vor. „*Aufbruch und Begegnung*“ heißt das Buch (Gütersloh, C. Bertelsmann, 536 Seiten, DM 14,80). Die Originalausgabe trägt den Titel „My dear Timothy!“ Das klingt vertraulicher und wird dem Inhalt gerechter als der konventionelle Übersetzungstitel. Gollancz faßte, was er als Ertrag seines Lebens zu berichten hat, in die Form eines Briefes, den er an seinen achtjährigen Enkel Timothy gerichtet hat. Es geht ihm in einer rücksichtslosen Aufrichtigkeit und einem offenen Bekennen auch der eigenen Schwächen darum, dem Enkel die Möglichkeit zu schaffen, ein anständigeres Leben zu führen, „als es mir selbst möglich war“. Gollancz erzählt aus Kindertagen, von den strengen Bräuchen altjüdischen Glaubenslebens, vom Dilemma des verlegerischen Berufs, der ständig zwischen geistigem Ziel, menschlichem Anliegen und merkantiler Gebundenheit zu Kompromissen genötigt wird, und um die Botschaft der Liebe, des menschlichen Verstehens, der Toleranz. — Gerade uns Deutschen wird es guttun, diese Botschaft eines der lautersten Männer unserer Tage zu lesen und sie unseren Kindern ans Herz zu legen.

Karl Rauch

Hierl macht sich Gedanken

Offen gesagt, erwartete ich, in dem Buch des ehemaligen Reichsarbeitsführers *Konstantin Hierl* eine starke Portion nationalsozialistischer Gedanken zu finden. Aber ich fand so gut wie überhaupt keine Gedanken darin, obwohl das schwarze Leinenbändchen welche im Schilde führt. Golden eingerahmt wie eine Gedenktafel steht nämlich in goldenen Lettern auf dem Deckel: *Konstantin Hierl, „Gedanken hinter Stacheldraht. Eine Lebensschau.“* Als ich dies las, dachte ich an den üblichen Memoirensen und wunderte mich, daß Hierls Rückblick nach fast achtzig Lebensjahren nur 150 Seiten füllt. Denn seine Laufbahn ist lang und müßte vorsichtig interpretiert werden. Sie wurde dadurch gekrönt, daß er von 1943 an nur noch seinem Führer persönlich unterstand. Zwei Jahre darauf kam er hinter Stachel-

draht und begann, sich Gedanken zu machen. 1948 wurde er als Hauptschuldiger unter Anrechnung der Haft zu drei Jahren Arbeitslager verurteilt, doch legte er Berufung ein. Tatsächlich kam die Zentral-Spruchkammer in Stuttgart beim Revisionsverfahren zu der Ansicht, man habe sich im Strafmaß geirrt und machte aus den drei Jahren Arbeitslager fünf.

Aber Hierl betrachtet in seinem Buch nicht sein eigenes Leben, das gar nicht so uninteressant wäre, sondern das Leben überhaupt. Und diese Betrachtungen sind derart platt und langweilig, daß man meinen könnte, er habe seit seinem Besuch des Gymnasiums in Regensburg kein Buch mehr in die Hand genommen. Aber diesen Eindruck widerlegt schon das Motto seines Buches, das Ortega y Gasset's Meditationen „Über die Liebe“ entnommen ist. Dort steht: „Es sollte ein jeder, der zum Denken berufen ist, außer seinen fachlichen Büchern noch eines schreiben, das von seinem Lebenswissen handelt“. Demnach fühlt sich Hierl zum Denken berufen. Aber diese Berufung vernachlässigt er offenbar manchmal stark.

Seine fachlichen Bücher heißen: „Der Weltkrieg in Umrissen“, „Kriegführung mit improvisierten Heeren“ und „Grundlagen einer deutschen Wehrpolitik“. Das Buch des Lebenswissens hat einen ganz anderen Inhalt. Da äußert er sich über Wesen und Sinn des menschlichen Lebens, über die Verbindung zu Gott — in Klammern: Religion — über die Technik, die Persönlichkeit und die Gemeinschaft, über Ursache und Wirkung und über die Arbeit. Da muß er ja kompetent sein. Lesen wir also: „Die Arbeit erhält ihren Sinn im Leben des Menschen durch seine Lebensauffassung“. „Bei jeder Arbeit kommt es darauf an, eine ihrem besonderen Zweck entsprechende, möglichst vollendete Leistung zu erzielen. Die Arbeitsleistung eines Menschen hängt ab von seinen angeborenen Fähigkeiten und dem angewendeten Arbeitsverfahren“. „Das Leben in der menschlichen Gemeinschaft führt zu einem Austausch von Arbeitsleistungen und Gütern — in Klammern: Waren — die ihrerseits

durch Arbeitsleistungen hergestellt oder beschafft werden“. Fürwahr, es mußte kein Reichsarbeitsführer kommen, um uns diese banalen Erkenntnisse zu vermitteln. Aber er mußte kommen, um sie des Aufschreibens wert zu finden. Seite für Seite finden sich derartige Plattheiten: „Das Stoffliche des menschlichen Körpers und das Geistige im Wesen des Menschen sind etwas Verschiedenes“. „Die Ausübung des Denkens vollzieht sich vermittels des Gehirns“. „Unter Leben im engeren Sinn verstehen wir das Werden und Vergehen eines Organismus“. Man fragt sich, wer solche Belehrungen nötig hat. Hierl oder wenigstens der Vowinkel-Verlag scheint an die „Notgemeinschaft ehemaliger berufsmäßiger Angehöriger des Reichsarbeitsdienstes“ gedacht zu haben, deren Mitglieder diese Gedanken nämlich gegen Vorzugspreis bekommen. Nebenbei könnte sich diese Notgemeinschaft der Angehöriger des Arbeitsdienstes vielleicht einmal in besserem Deutsch eine Notgemeinschaft der Angehörigen nennen. Dieser grammatische Schnitzer wurde beim Amtsgericht Stuttgart im Vereinsregister verewigt. Der Vowinkel-Verlag in Heidelberg hat Hierls Privatdruck übrigens nicht verlegt, sondern nur herausgegeben. Aber das kommt für mich auf das gleiche heraus. Hierls Gedanken würden übrigens ganz gut zum Vowinkel-Verlag passen, denn ganz so entnazifiziert, wie es wünschenswert wäre, sind sie nicht. Viele Abschnitte könnten zwar glatt aus einer Sonntagsschule stammen, so viel ist in ihnen von Gott die Rede, aber an den entscheidenden Stellen zeigt sich, daß Hierl doch nicht aus seiner Haut kann. Ich möchte nur anmerken, daß Ansichten wie: „Großmut ist die edelste Art der Rache“ und „Ehre ist der höchste innere Wert des Menschen“ nicht aus dem Katechismus stammen. Es wäre freilich sinnvoller, wenn sie nicht schon wieder publiziert würden. Ja, das ganze Buch wäre natürlich besser unveröffentlicht geblieben. Denn dort, wo es nicht blanken Unsinn oder Platiitüden bietet, geht es weltenweit an unserer Zeit vorbei.

Hans Daiber

Erlebte Geschichte

Unter dem freundlichen Titel „*Unendlich viel ist uns geblieben*“ gibt in Romanform die Witwe eines bekannten deutschen Diplomaten, *Lali Horstmann*, einen Erlebnisbericht vom Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Zusammenbruch (München, Paul List Verlag. 277 S. DM 10,80). Das Buch ist zuerst in England erschienen unter dem Titel „*Nothing for Tears*“. Das Haus des deutschen Diplomaten, eines sehr kultivierten, aber erstaunlich weltfremden Mannes, war seinerzeit ein gesellschaftlicher Mittelpunkt in Berlin für ein international zusammengesetztes Publikum. Unverständlich bleibt das Verhalten des Diplomaten, der seine falsche und optimistische Beurteilung der ganzen Verhältnisse und ihrer Entwicklung schließlich mit dem Tode in einem sowjetischen Konzentrationslager bezahlen mußte. *Lali Horstmann* gibt einen wahrheitsgetreuen Bericht auch gerade über die ungeheuerliche Behandlung deutscher Frauen durch die Soldaten der Roten Armee, bleibt aber in der Beurteilung des Hitler-Greuelregimes etwas zu sehr an der Oberfläche. Trotzdem darf das Buch als ein Beitrag zu der damaligen Geschichtssituation angesehen werden. D. R.

Eine Bildkarte Deutschlands

Es ist zweifellos ein fruchtbarer Gedanke, der an alte Traditionen anknüpft, die mit den Namen Merian und Rudolf Koch verbunden sind, den *Wilhelm Neufeld* mit seiner Bildkarte „*Deutschland in den Grenzen von 1937*“ (Bergen/Obb., Müller & Kiepenheuer. DM 9,80) ausgeführt hat. Diese Karte im Format 86×122 cm, hergestellt in Originallithographie und auf Offset übertragen im Achtfarbenruck im Maßstab etwa 1 : 1 000 000, ist nicht nur ein schöner Zimmerschmuck, sondern zu gleicher Zeit ein hervorragendes Bildungsmaterial, das in Schulen und möglichst auch an allen Verkehrszentren seinen Platz finden sollte. Im wahrsten Sinne des Wortes ist es eine Bildkarte, die in künstlerisch wertvollen Zeichnungen Rechenschaft gibt über die Kulturdenkmäler im früheren Deutschland: von der Land-

wirtschaft, den Wäldern, den Bodenschätzen, den Ölvorkommen und der gewaltigen Industriearbeit. Es ist zu gleicher Zeit eine schmerzliche Erinnerung daran, wieviel von dem Reichtum, den das frühere Deutsche Reich seinen Kindern und Kindeskindern hätte übergeben können, gegenwärtig verlorengegangen ist. Wir können diese in jedem Sinne wertvolle Arbeit nur dringend empfehlen. Sie wird den Erwachsenen ebenso willkommen sein wie den Kindern.

Ein Handbuch von Martin Kornrumpf mit einer Einleitung von R.A. Schröder erleichtert das Hineinfühlen und den Gebrauch der Karte (DM 1,80). D. R.

Italienische Gedichte

Die ausgezeichnete „Manesse-Bibliothek der Weltliteratur“, auf die gar nicht nachdrücklich genug als auf eine Sammlung gültiger literarischer Werke in handlichen Taschenbüchern hingewiesen werden kann, erhielt eine wertvolle Erweiterung durch einen Band „*Italienische Gedichte von Kaiser Friedrich II. bis Gabriele d'Annunzio* (italienisch und deutsch. Deutsche Nachdichtung von Bruno Goetz. Nachwort von Fredi Chiappelli. Zürich, Manesse Verlag. 395 S. DM 9,90). Die Gedichte, die hier sämtlich in der italienischen Fassung abgedruckt sind, stellen eine Sammlung dar, durch die dem deutschen Leser ein ebenso starker wie lebendiger Eindruck der italienischen Lyrik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart vermittelt wird. Die Auswahl ist gut. Mit Recht stehen neben den großen weltberühmten Namen Dante, Petrarca, Michelangelo, Tasso, Leopardi und Pascoli eine große Zahl italienischer Dichter, die sich durch ihren eigenpersönlichen Ton im Zusammenklang der Stimmen einen Platz erwerben konnten. Dem Freund der Weltliteratur wird durch diese Auswahl Gelegenheit gegeben, nachzuerleben, wie sich die Lyrik dieser klangvollen Sprache entwickelt hat. Für die der italienischen Sprache nicht Mächtigen hat Bruno Goetz aus dem Geiste der ursprünglichen Fassung Nachdichtungen geschaffen. Einer

solchen Aufgabe stehen natürlich Schwierigkeiten besonderer Art entgegen. Zunächst ist es für einen Einzelnen kaum möglich, die sehr individuellen Töne von 45 bedeutenden Lyrikern nachzugestalten. Zum anderen stellt der Klangreichtum der italienischen Sprache an den deutschen Nachdichter fast unerfüllbare Forderungen. Bruno Goetz hat seine Aufgabe so gut wie möglich gelöst. Wenn die ursprüngliche Klangfülle nicht immer erreicht werden konnte, so lag das nicht am Unvermögen des Übersetzers, sondern an der Art der deutschen Sprache. Fredi Chiappelli gibt in einem kurzen Nachwort einen ausgezeichneten Überblick über die Entwicklung der italienischen Lyrik, während kurze Biographien den Leser über die einzelnen Dichter unterrichten. Otto Heuschele

Abenteuerliches Leben

„*Glück ist Trumpf*“ heißt ein Roman von Jack Common, den der Insel-Verlag, Wiesbaden, in der Übersetzung aus dem Englischen von Peter Dülberg veröffentlicht (299 S. DM 12,80). Es ist die Kindheitsgeschichte eines armen Jungen, der im Arbeiterviertel einer englischen Industriestadt aufwächst. Der Vater ist Lokomotivführer, ein derber und gutmütiger Hüne; die Mutter, die als Mädchen einen feineren Beruf ausgeübt zu haben glaubt, ist eine Säuferin. So ist die Umwelt des kleinen Kiddar wenig erfreulich. Er sieht sie mit den Augen des künftigen Schriftstellers scharf und versteht sie genau zu schildern. Nichts läßt er aus, und manches hätte er sich schenken können. Der Leser brauchte nicht über den morgens fälligen Strepitus ventris eines kräftigen Mannes und über das durch die Öffentlichkeit kaum genierte Urinieren alter Weiber unterrichtet zu werden. Er merkt auch so, daß es in den verkommenen Häusern abseitiger Gassen nicht gut duftet. Das Abenteuer dieses Jungenlebens geht am Ende hoffnungsvoll aus. Es ist das Glück, das dieses Wunder wirkt und das sogar ein ungünstiges Erbe und eine unerbittlich starre Umwelt auszugleichen vermag. Der Verlag

meint, Common erinnere an Dickens. Gewiß in der Deutlichkeit der Schilderung, aber keineswegs in der herzwinnenden Liebe, mit der der große Erzähler Menschen und Dinge betrachtet, selbst wo er zürnt. Dieses Buch, welches das Glück als Trumpf preist, gehört zu der Sorte der unliebswürdigen und bedrückenden.

Zu den unerfreulichen Romanen zählt auch „*Die feurige Säule*“ von Rolf Borgs (Emsdetten, Lechte. 484 S. DM 18,60). Der Leser tut wohl daran, sich ein Namenverzeichnis anzulegen. Denn allein auf den ersten 24 Seiten kommen zwei Dutzend Personen vor, die z. T. so sonderbar heißen, daß man Mühe hat, ihre Namen zu behalten. Überwindet man diese Anfangsschwierigkeit, wird das Lesen leichter. Man wird ergriffen von schlichten und darum besonders stark wirkenden Kriegsschilderungen. Das eigentliche Thema des Romans ist die Nachkriegszeit mit ihren ausgebrannten Menschenruinen, verwegenen Schiebern, abenteuerlustigen Weibern und andern Vertretern einer schauderhaften Gesellschaft, an die sich zu erinnern vielleicht nützlich, aber auch unbehaglich ist. Suff, Liebe und Geld sind die Irrlichter dieser verkommenen Welt, und es ist ein Wunder, daß wenigstens einer, ein Poet, die feurige Säule sieht, die aus der Wüste, aus der Finsternis ins Licht führt. Borgs ist Lyriker, und manche Partien seines weitschichtigen und weitsichtigen Romans verraten das in der Gehobenheit und Gedrängtheit des Ausdrucks. Seltsam, daß auch ein Schriftsteller, der eine gepflegte Sprache liebt, den Unterschied von „hing“ und „hängte“, von „herauf“ und „hinauf“ nicht kennt, den Konjunktiv des Verbiums auch nach „wenn“ mit „würde“ umschreibt und gelegentlich in trocknes Ungeschick verfällt, wenn er z. B. sagt: „Die Wahrsagerin gab ungenaue Worte“. Modisch läßt er den Arm „winkeln“, und eine Zigarette wird auch bei diesem Autor nur „umständlich“ angebrannt.

Abenteurer in der „*Schweigenden Welt*“ der Meerestiefe berichten

zwei kühne französische Forscher J. Y. Cousteau und F. Dumas (Berlin, Blanvalet. 232 Seiten und 70 z. T. farbige Tafeln DM 15,80. Mit Hilfe der Aqualunge sind Cousteau und seine Gefährten mehr als fünftausendmal getaucht, bis zu Tiefen von 90 Metern. Was sie hier gesehen und fotografiert haben, auch farbig, ist eine zuvor noch von keinem Menschen Auge erblickte Welt, voll von Sensationen. Das Werk ist die Frucht einer Arbeit, deren Anfänge bis in die dreißiger Jahre zurückreichen und die jetzt so entwickelt ist, daß ein fast nackter Mensch ohne Verbindung mit oben bis zu zwei Stunden unter Wasser bleiben kann. Cousteau erzählt heiter und anspruchslos nach der Art von Männern, die Großes geleistet haben, aber im Hinblick auf die vielen noch der Lösung harrenden wissenschaftlichen und technischen Aufgaben bescheiden geblieben sind, auch weil sie Humor haben und die Zweifelhaftheit alles Tuns wohl erkennen.

Humor hat auch *Peter von Zahn*. Er erzählt uns in seinem Sammelbande „*Fremde Freunde*“ von dem Abenteurer, das die Vereinigten Staaten für jeden Fremdling bedeuten (Hamburg, Hoffmann und Campe. 284 S. DM 11,50). Ein Plauderer, dem viele Rundfunkhörer mit Vergnügen lauschen, führt er hier seine Leser, immer amüsant und nie oberflächlich, in das unendlich vielgestaltige Leben ein, dem er zunächst auch als staunender und oft verwirrter Zugereister gegenüberstand, bis er, nicht zuletzt Dank der Hilfe von Frau und Kindern, mit der fremden Welt vertraut wurde und sich mit sicherem Blick und offenem Herzen das weite Land und seine Menschen als eine zweite und geliebte Heimat zu eigen machte.

Eine solche zweite und geliebte Heimat hat der in Konstantinopel geborene *Raymond Westerling*, Sohn eines Holländers und einer Griechin, in Indonesien gefunden. Sein Buch „*Ich war kein Rebell*“ (Berlin, Ullstein. 234 S. DM 9,80) ist mehr als das Buch eines Abenteurers, der unversehens gezwungen wird, Geschichte zu machen, indem er die Freiheit des ihm lieb gewordenen

indonesischen Volks gegen den Terror einer kommunistisch ferngelenkten Regierung verflucht. Es ist der herzerfrischende Bericht eines Mannes, der sich nur dem eigenen Gewissen verpflichtet fühlt und der die Verhältnisse in dem ehemals niederländischen Indien besser kennt als die Staatsmänner, die über das Schicksal des Landes und seiner Bewohner befinden. Wir haben nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zum ersten Mal erlebt, daß der Sieg die Frucht der Weisheit nur selten in Händen hält. In diesem für uns früher einmal entlegenen Winkel der Welt hat man der Theorie von der Selbstbestimmung der Völker zuliebe die Holländer genötigt, ihr musterhaft verwaltetes Kolonialreich aufzugeben, und damit ein friedliches und mit den alten Verhältnissen einverstandenes Volk in Unruhe und Unglück gestürzt. Westerstlings Verdienst ist es gewesen als „Fürst der Gerechtigkeit“, wie ihn die Eingeborenen nannten, die Indonesier gegen ihre vorgeblichen Befreier und wirklichen Bedrücker zu schützen. Nach überraschenden Erfolgen ist er gescheitert, und wenn er am Schluß seines Berichtes andeutet, daß er noch einmal versuchen werde, sein Ziel zu erreichen, so wird ihn und uns die Zukunft lehren, ob es gelingen wird. *Paul Weiglin*

Von Reisen, Schiebern und Atombomben

Ein reizvolles Buch, das nebenbei die Aufgabe eines eigenwilligen Reiseführers durch Paris und Italien erfüllt, ist *Ludwig Bemelmans' „Mit Kind und Krümel nach Europa“* (Köln, Kiepenheuer & Witsch. 263 Seiten. DM 11,80. Deutsch von Hildegard Blomeyer). Der englische Titel lautet: „Father, dear father“. Ein Amerikaner beschließt, mit seiner Tochter nach Europa zu fahren. Dieses Mädchen, das den Vater mit großem kindlichem Raffinement in überlegener Weise dirigiert und alle Register zieht, um ihren Willen durchzusetzen, bereitet dem Vater zunächst eine große Überraschung vor Antritt der Reise: sie muß unbedingt ein Hündchen mit dem anziehenden Namen Krümel mitneh-

men. Das führt zu mancherlei Verwicklungen auf der Reise, die aber Vater und Tochter glänzend bestehen. Das Buch ist getragen von einem echt amerikanischen sympathischen Humor, der auch in den vielen Zeichnungen vom Verfasser selber zum Ausdruck kommt. Bemelmans' Reise geht über Paris, Tirol nach Capri und Ischia. Die Schilderungen dieser beiden Inseln bilden Höhepunkte der Reise. Bemelmans will nicht nur die landschaftlichen Schönheiten kennen lernen, sondern sein ganzes Interesse gilt auch den Menschen jeder Klasse. Die Konfrontierung der Europäer mit dem amerikanischen way of life bringt sehr reizvolle Zwischenfälle hervor. Jeder wird sich diesen klugen Reisenden, vor allen Dingen auch wegen der Tochter Barbara, gerne zum Begleiter wählen. Barbara, eine typische Vertreterin der Zwischenzeit, zeigt für ihre 13 Jahre einen außerordentlichen Scharfblick, eine fast kriminalistische Wachsamkeit gegenüber dem Geschehen und gegenüber dem eigenen Vater und behält schließlich immer recht. Ein höchst erfreuliches und empfehlenswertes Buch.

Die Geschichte eines französischen Schieberehepaares schildert amüsant *Jean Dutourd* in seinem Roman „*Fett schwimmt oben*“ (ebenda. 299 Seiten. DM 11,50. Deutsch von Walter Widmer). Wie die Schieber in allen Völkern versteht das französische Ehepaar, Monsieur Poissonard und Madame, sich allen Veränderungen der politischen Situation anzupassen und während der Besatzungszeit erst mit den Deutschen und bei bevorstehender Veränderung mit den Gaullisten, aus der Verarmung des ganzen Volkes glänzende Geschäfte zu machen und durch Erwerb wertbeständiger Gegenstände zu Millionären zu werden. Dutourd gibt Typen, aber jeden einzelnen scharf profiliert. Ursprünglich 1940 kleine Milchkändler, besitzt das Ehepaar 1950 nicht weniger als 47 Mill. Francs, ein Landgut, Immobilien und Goldbarren. Das alles wird mit einer wohlthuenden Distanz und einem grimmigen Humor geschildert. Das Ganze ist ein diffi-

mierendes und amüsantes Denkmal für die Schieber in der ganzen Welt.

Eine phantastische, aber leider wirklichkeitsnahe Idee liegt dem Buch von *David Divine* „Überfall auf Spithead“ (ebenda, 208 Seiten, DM 9,50. Deutsch von Karl Hertig, Titel des englischen Originals: „Atoms ad Spidthead“ zu Grunde. Der Kommandant eines britischen Zerstörers hegt die Befürchtung, daß bei der Flottenparade auf der Reede von Spithead aus Anlaß der Krönung der jungen Königin ein Versuch von einer feindlichen Macht gemacht werden könnte, durch die Explosion einer Atombombe nicht nur die britische Flotte, sondern auch die gesamte politische Prominenz des Vereinigten Königreichs, Schiffe befreundeter Mächte und wahrscheinlich auch Tausende von Zuschauern auf einen Schlag zu vernichten. Er muß mit der militärischen wie ministeriellen Bürokratie einen erbitterten Kampf, an dem seine tapfere Frau teilnimmt, bei dem er seine ganze Karriere aufs Spiel setzt, führen, um die maßgebenden Instanzen zum Mindesten von der Möglichkeit eines solchen Anschlags, ohne irgendwelche Beweise zu haben, zu überzeugen. Es gelingt ihm in der letzten Minute, die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen zu treffen, aber er muß die Verantwortung auf seinen eigenen Kopf nehmen, die entscheidenden Schritte zu tun. Denn der verruchte Plan ist Wirklichkeit geworden! Unter Einsatz des eigenen Lebens und Bruch der vorgeschriebenen Disziplin gelingt es ihm, das Schiff eines neutralen, aber von der feindlichen Großmacht abhängigen Staates, an dessen Bord tatsächlich sich nach der Ermordung der Besatzung eine Atombombe befindet, aus der Reihe der Parade-Schiffe zu schleppen. Die Bombe explodiert dann, ohne daß wesentlicher Schade angerichtet werden kann. Die Erzählung ist mit Spannung bis zum Rande gefüllt und glänzend geschrieben, und man folgt atemlos dem tapferen Verhalten des pflichtbewußten britischen Seeoffiziers. Die Mahnung dieses utopischen Buches ist durchaus geeignet, daß man in Gegenwart und Zukunft

alle Eventualitäten erwägt, um solche gefährlichen Möglichkeiten zu verhindern in einer Zeit, in der jede menschliche Sicherheit fragwürdig geworden ist. Divine, Verfasser bekannter Abenteuerromane, 1903 in Kapstadt geboren, Journalist, Seemann, als Soldat bei Dünkirchen verwundet, später in Afrika und bei der Invasion in der Normandie, ist ausgezeichnet durch eine starke dichterische Phantasie, die aber nie verblasen wirkt. Es ist also nicht nur eine spannende Lektüre, sondern zugleich eine ernsthafte Warnung. D. R.

Neue Reihenbücher

Rowohlt hat seine ro-ro-ro-Reihe in den letzten Monaten um eine Anzahl beachtenswerter Bände erweitert. An erster Stelle ist der Roman von *André Malraux* „Der Königsweg“ zu nennen, über den bei seinem ersten Erscheinen in der D. R. ausführlich berichtet wurde. — *Graham Greene's* „Das Herz aller Dinge“, das jetzt verfilmt wird, hat auch in Deutschland schon einen weiten Leserkreis. — Band 112 ist wieder ein Arztroman des schottischen Dichters *A. J. Cronin*: „Der neue Assistent“. — Besonders erfreulich ist eine Sammlung kleiner Prosastücke von *Alfred Polgar* „Im Lauf der Zeit“. Das Bändchen enthält einige in Buchform noch nicht erschienene Beiträge und eine Anzahl älterer Arbeiten, z. T. in neuer Fassung. — Von *Curt Elwenspoek*, der kürzlich seinen 70. Geburtstag feiern konnte, wurde der unter seinem Pseudonym *Christoph Erik Ganter* erschienene Roman „Panama“ aufgenommen, der auf Grund dokumentarischer Quellen, aber in dichterischer Freiheit die abenteuerliche Entstehungsgeschichte des Panama-Kanals schildert. — Der fröhliche Roman „Zwölf Stühle“ von *Ilya Ilf* und *Eugen Petrow* ist bei uns durch die Verfilmung mit *Heinz Rühmann* weithin bekannt geworden. — Der während des Krieges erstmals erschienene Roman „Zucker aus Cuba“ von *Rudolf Brunngraber* ist, wie die meisten Bücher dieses Autors, ein fesselnder wirtschaftspolitischer Roman. — Auch ein Bändchen mit

Zeichnungen wurde wieder bei ro-ro publiziert: „Adamson“, 51 heitere Bildgeschichten des 1945 verstorbenen Schweden Oscar Jacobsson.

Auch in der Fischer Bücherei sind wieder mehrere Bände erschienen, die in diesen billigen und wie immer vorzüglich ausgestatteten Ausgaben eines großen Freundeskreises sicher sein dürfen. *Thomas Manns* Erzählungen, unter dem Titel der bekanntesten dieser Auswahl, „*Der Tod in Venedig*“, zusammengefaßt, bedürfen keiner Empfehlung. — Zum erstenmal in einer deutschen Buchausgabe erschienen in einem Bande die beiden schon ungezählte Male in Deutschland gespielten Dramen von *Tennessee Williams* „*Endstation Sehnsucht*“ und „*Die Glasmenergie*“. *William Saroyans* Geschichte „*Ich heiße Aram*“ ist eine heitere, durch mancherlei unbekümmertes Fabulieren erweiterte Jugenderinnerung. — *Hermann Brochs* „*Esch oder die Anarchie*“ ist der zweite Roman der Trilogie „*Die Schlafwandler*“, über die in der D. R. (Heft 8/1951, S. 878) ausführlich berichtet worden ist. — *André Gide's* „*Die Schule der Frauen*“ wird vom Verlag mit Recht als „bezaubernd und hinreißend“ bezeichnet. — Von *Werner Helwig* wurde der Roman „*Raubfischer in Helas*“ aufgenommen — eindruckskräftig wie alle Werke dieses Dichters und dabei unverkennbar der Wirklichkeit stärker verpflichtet als der Imagination. — In der Reihe der „*Bücher des Wissens*“ der Fischer Bücherei erschien „*Das Erwachen der Menschheit*“ von *Herbert Kühn*, ein zusammenfassender Bericht über die Uranfänge des Menschengeschlechts, soweit wir sie heute zu übersehen vermögen, und über die Anfänge der Kunst. — Schließlich sei noch auf *Rudolf Goldschmidt-Jentners* Essays „*Die Begegnung mit dem Genius*“ hingewiesen, die Darstellung der Begegnung von neun berühmten Menschenpaaren der Weltgeschichte von Cäsar — Brutus bis zu Wagner — Nietzsche.

Auch die Stifterbibliothek verzeichnet einige Neuerscheinungen: *Alphonse Gratre* „*Was ist die Seele?*“, *Walter Heinrich* „*Über die traditionelle Methode*“, *Platon* „*Der*

Staat“, *Ralph Waldo Emerson* „*Lebensgestaltung*“. Besondere Beachtung verdient das Bändchen „*Französische Lyrik*“, eine kleine Anthologie mit Gedichten von *Charles d'Orleans* und *Ronsard* bis zu *Verlaine*, mit den Urtexten und erfreulich einfühlsamen Übertragungen durch *Wladimir von Hartlieb*.

An dieser Stelle sei noch ein anderer in französischer Sprache jüngst erscheinener Gedichtband angezeigt: „*Regarde l'eau noire*“ des belgischen Dichters *Pierre della Faille* (Editions de „*La Cigale*“, Bruxelles) — ausdrucksstarke Verse mit einer eindringlichen Bildsprache.

Die Reihe der Dap-Taschenbücher im Leo-Lehnen-Verlag, München, weist gleichfalls wesentliche Neuerscheinungen auf. *Walter Muschg's* „*Jeremias Gotthelf*. Eine Einführung in seine Werke“ mag, wie wir hoffen, mit dazu beitragen, daß die Leserschaft des Dichters in Deutschland und vor allem bei der Jugend wieder wächst. — Ferner erschien, gleichzeitig mit der Gesamtausgabe seiner Werke, ein Bändchen „*Philosophische Weltanschauung*“ mit mehreren Essays und Vorträgen von *Max Scheler*; endlich von *Werner Fischel* eine „*Kleine Tierseelenkunde*“.

Zuletzt können wir noch einige neue Bände der Piper-Bücherei hervorheben: *Joseph Conrad* „*Die Tremoline*“ und „*Weihe*“, zwei Erzählungen mit einem Nachwort von *Stefan Andres*. — *Jean Paul* „*Träume und Visionen*“: hier hat *Richard Benz* aus *Jeans Pauls* Werk Traumdichtungen und visionäre Partien zusammengestellt und mit einem erläuternden Nachwort versehen — ein kühnes Unterfangen, dessen Eindruck dadurch, daß es vollauf gelungen ist, um so stärker bleibt. — Auch zwei Bildbände sind wieder in die Piper-Bücherei eingereiht worden: „*Lebensfries*“, 46 Graphiken von *Edward Munch* mit einer instruktiven Einleitung von *Walter Urbanek*; und 46 Holzschnitte und Zeichnungen des Japaners *Hokusai*, die *Franz Winzinger* ausgewählt und mit einem Vorwort versehen hat. Dieses wertvolle Bändchen enthüllt uns eine fremde und heute vergangene Welt — und eine verlorene Kunst. D. R.

Verrückte Welt

Eines der zu gleicher Zeit amüsantesten wie bissigsten Bücher ist der Bildband von *Albert Dubout* „Total verrückt“ (Hamburg, Rowohlt. 51 Zeichnungen und 54 Vignetten. 112 S. DM 13,80). Dubout ist in Marseille gebürtig und zweifellos einer der begabtesten und witzigsten lebenden Karikaturisten. Über seinem ganzen Werke steht der Wahlspruch: In philistros! Mit der Nase eines ausgezeichneten Jagdhundes verfolgt er ohne Gnade das Kleinbürgertum, das in Marseille ja besonders blüht, in allen seinen Äußerungen mit einer schlechthin genialen Federführung. Ein Hexensabbat höchst witziger Art entfaltet sich auf seinen Zeichnungen, die von einer unübersehbaren Fülle von Personen bevölkert sind. Immer wieder entdeckt man noch eine neue Figur, sei es, daß sie aus einem Ofenrohr hervorschaut oder aus sonst einem unmöglichen Platze. Alles ist in ständiger Bewegung und Hetze und in einem Kampf aller gegen alle. Einige Figuren kehren immer wieder, so eine grandios kolossale Weiblichkeit mit einer halben Portion von Mann. Ein lebensgefährliches Gedränge und rücksichtslosester Gebrauch von Ellenbogen, der oft grausam wirkt, herrschen durchweg. Über irgendeine menschliche Haltung verfügt keines seiner Objekte, Weiber werden zu Hyänen und Männer sind sowieso irrsinnig. Dubout wird ebenso wie

Der *Monat*

Eine internationale Zeitschrift
herausgegeben von Melvin Lasky

Heft 71 • August 1954

Aus dem Inhalt:

James Boswell

Tagebuch der Großen Reise

I. In Berlin und Potsdam

H. Stuart Hughes / Agnes Headlam-Morley

Versailles nach 35 Jahren

Hans Schwab-Felisch

„Die letzte Brücke“

Die Entstehungsgeschichte eines Films

Luigi Barzini jr.

Kommunisten in Italien

Berlin-Dahlem

Saargemünder Straße 25

Einzelheft DM 1,—

Jean Effel zu den Lieblingskarikaturisten auch der deutschen Leser gehören. Schon die Zeichnung auf dem Einband, gemeinsam von Alfred Dubout und Werner Rebhuhn hergestellt, wirkt unwiderstehlich. Kurt Kusenberg schrieb ein geschicktes und Wesen und Art des genialen Künstlers treffend charakterisierendes Vorwort. D. R.

Eine Gesamtausgabe von Johann Georg Hamanns Briefwechsel soll im *Insel-Verlag*, Zweigstelle Wiesbaden, erscheinen. Herausgeber ist Dr. Arthur Henkel, Marburg. Alle Besitzer von Briefen von und an Johann Georg Hamann werden gebeten, diese Briefe leihweise im Original oder in Abschriften dem *Insel-Verlag*, Wiesbaden, zur Verfügung zu stellen.

Im nächsten Heft der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

<i>Walther Tritzsch</i>	Das Abendland — durch die Brille der Anderen gesehen
<i>Rudolf Hagelstange</i>	Metamorphosen des Antisemitismus
<i>Georg Stadtmüller</i>	Deutsch-polnische Nachbarschaft
<i>Alfred Mohrbenn</i>	Eduard Mörike
<i>Walter Meckauer</i>	Großstadtsage

Als letzte Buchveröffentlichung von **Kasimir Edschmid** erschien eine Auswahl aus seinen Italien-Reisebüchern: „Italien von Verona bis Palermo“ (Stuttgart, Kohlhammer. 423 S. DM 14,60) mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen — ein vielfältiges und vielseitiges Buch, und mehr als ein Extrakt aus dem Gesamtwerk. — **Dietrich Koch** (32 Jahre), Hamburg, wurde nach Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft 1948 durch ein sowjetisches Militärgericht zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt und bis Januar 1954 durch verschiedene KZ-Lager und Zuchthäuser in der Sowjetzone geschleppt. — **Albert Vigoleis Thelen** erhielt für seinen Roman „Die Insel des zweiten Gesichts“, der in Heft 3/1954 der D. R. besprochen wurde, den Fontane-Preis 1954 der Stadt Berlin. Er ist mit dem Gedicht „Erntemorgen“ zum erstenmal in der D. R. vertreten.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU im Ausland:

Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — *Bolivien:* Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — *Dänemark:* Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — *Finnland:* Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, Helsinki. — *Frankreich:* Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — *Griechenland:* Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — *Großbritannien:* Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — *Israel:* Dr. Alfred Allerhand, 8. Adam Hachohen Street, Tel Aviv. — *Italien:* Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — *Libanon:* The Levant Distributors Co., P.O.B. 1181, Beirut. — *Luxemburg:* Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — *Niederlande:* Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — *Norwegen:* A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — *Österreich:* K. Lintl (W. Ennsthaler), Steyr, Grünmarkt 7. — *Portugal:* Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — *Saargebiet:* Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstr. 98. — *Schweiz:* Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinsortiment, Olten. — *Spanien:* Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — *Türkei:* Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci Yokusu 12.

Die DEUTSCHE RUNDSCHAU ist außerdem in jeder guten Buchhandlung erhältlich oder bestellbar.

„Wer diesen neuen ‚Cicero‘ zur Hand nimmt, wird schon nach wenigen Seiten in ein geistiges Abenteuer von hohem Rang verstrickt. Hier ist ein Gelehrter an das reiche Material der zerfallenden Republik und heraufziehenden Kaiserzeit herangegangen, der dank den jüngsten Erfahrungen über den Umfang der menschlichen Seele zu einer Erfassung der Persönlichkeit ‚Cicero‘ befähigt ist.“ *Rudolf Krämer-Badopi* in „Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung“, Stuttgart — „OTTO SEEL zeigt in dieser Biographie



CICERO

Wort — Staat — Welt

(495 Seiten mit 4 Bildtafeln. Leinen 24.60 DM) nicht nur eine nahezu absolute Beherrschung dieses riesigen Stoffes, sondern auch eine philosophische Durchdringung, wie sie nur selten begegnet. Darum sind so viele frühere Versuche, das Wesen Ciceros zu begreifen, gescheitert, weil sie mit kleinlicher Ausrüstung unternommen und weil sie die Wesensmitte Ciceros verfehlten, daß nämlich der Redner, der Politiker, in der Philosophie wurzeln müsse. Da Seel ein hervorragender Sprachkünstler ist, erfüllt sein Buch auch die so selten verwirklichte Forderung, daß man über einen hohen Gegenstand der Geschichte nicht schreiben solle in einer Tonart, die bestenfalls für ein Nachschlagewerk ausreicht. Insofern kann man sagen, daß das neue Buch einen im besten Sinne durch-seel-ten Cicero repräsentiert.“ *Franz Dirlmeier* in „Welt und Wort“, Tübingen

KLETT

Hochland

Zeitschrift für alle Gebiete des Wissens und der schönen Künste
Begründet von Carl Muth Herausgegeben von F. J. Schöningh

August 1954

Robert Braun: Aufrichtigkeit oder Exhibitionismus? / Theoderich Kampmann: Bruce Marshall's Botschaft / Manuel Altguirre: Am Ende einer Liebe. Gedicht / Franz Xaver Arnold: Bleibt der Laie ein Stiefkind der Kirche? (Schluß) / Rudolf Ehrenberg: Über den Tod / Manuel Altguirre: Ziehende Wolke. Gedicht / Heinz Zemanek: Tödliche Gefährdung des Menschen durch die Naturwissenschaft? Eine Entgegnung eines „Kybernetikers“ / Franz Zöckbauer: Die Geschichte des Mister Barry.

KRITIK. Werner Schöllgen: Die Kunst in der Dialektik des Menschlichen und des Göttlichen / Wolfgang Grözingen: Der Roman der Gegenwart. Im Spiegel der Generationen.

RUNDSCHAU. Kirchenpolitik / „Kaufet den Kairos aus!“ / Um ein europäisches Geschichtsbild / J. H. Newmans Predigten / Michele Frederico Sciacca / Am Schmerz gescheitert / Die neuen Glasmalereien des Aachener Doms / Glück als Nebenprodukt.

KUNSTBEILAGE. Vier Glasfenster aus dem Aachener Dom.

Hochland erscheint zweimonatlich. Einzelheft DM 2,50
Jahresabonnement DM 13,20. Auf Wunsch Probeheft

Am Röfö-Verlag München und Rempfen-Verlagort München

EUROPA-ARCHIV

Herausgegeben von Wilhelm Cornides in Verbindung mit dem Institut für Europäische Politik und Wirtschaft, Frankfurt am Main

Die jetzt im 9. Jahrgang erscheinende Zeitschrift EUROPA-ARCHIV ist das umfassendste zeitgeschichtliche Quellenwerk der Zeit nach 1945 (über 6500 Seiten). Neben zuverlässigen Beiträgen, welche die großen Entwicklungslinien des politischen und wirtschaftlichen Geschehens in Europa und der Welt zeigen, sind wichtige Dokumente im Wortlaut wiedergegeben. Die Mitteilungen des Europarates werden in deutscher Übersetzung laufend veröffentlicht. Außerdem enthält das EUROPA-ARCHIV regelmäßig eine Zeittafel, Informationen und Berichte sowie Literaturhinweise.

Im Jahresabonnement (24 Folgen)
DM 38,— zuzüglich Porto

EUROPÄISCHER AUSTAUSCHDIENST

Frankfurt am Main · Myliusstraße 20

DAS ECHO

Herausgegeben von Dr. L. K. Stargardt

Die verbreitete, unabhängige
deutsch-sprachige Kultur-
zeitschrift in Südamerika!
Wer Beziehungen in Latein-
Amerika sucht, der inseriere
in der Zeitschrift

» DAS ECHO «

Informationen:

DAS ECHO, Cochabamba,
Bolivia, Casilla 7 48

Auslieferung

der „Deutschen Rundschau“ f. Bolivien

NEUAUSGABE



Neuer Geschichts- und Kultur-Atlas

Von der Urzeit zur Gegenwart

*Bearbeitet von Dr. Hans Zeissig unter Mitwirkung in- und ausländischer Historiker.
176 Karten auf 125 Seiten. Neuauflage 1954.
Format 20 × 27 cm, sechsfarbig. DM 10.80*

Dieser Atlas erschien bereits in hohen Auflagen und fand einen starken Widerhall im In- und Ausland. Er weist neue Wege der historischen Betrachtung. Die Geschichte der menschlichen Kultur und Zivilisation tritt in den Vordergrund gegenüber der Kriegs- und Dynastengeschichte. Dazu wird das dynamische Element und das Hinausgreifen kultureller Kräfte über die engeren Volks- oder Staatsgrenzen in europäische und welthistorische Zusammenhänge sichtbar gemacht.

So zeigt der neue Geschichts- und Kulturatlas in einzigartiger wirkungsvoller Gesamtschau die bewegendsten Kräfte der Welt, die „Geschichte“ machen.

Die ganze Weltgeschichte in einem Band

ATLANTIK-VERLAG
PAUL LIST

*Frankfurt • Berlin
Hamburg • München*

Preuves

Monatshefte

herausgegeben vom Kongreß
für die Freiheit der Kultur,
Paris 8e, 104 Boulevard Haussmann

Aus dem Inhalt des August-Heftes

THIERRY MAULNIER

La crise du nationalisme français

ROBERT MONTAGNE

Réflexions sur la violence en
pays d'Islam

JOYCE CARY

Notes critiques sur mon art

ALEXEI REMIZOV

Trois contes

présentés par Josef Czapski

J. B. DUROSELLE

Le destin du traité de Versailles

Zu beziehen durch:
„Kongreß für die Freiheit der Kultur“
Berlin-Zehlendorf, Schmarjestraße 4
Probenummern kostenlos!
Jahresabonnement: DM 8,—

DAS GROSSE

WOCHENBLATT

DER SUDETENDEUTSCHEN

LANDSMANNSCHAFT

Sudetendeutsche Zeitung

Herausgeber:

DR. RUDOLF LOGDMANN VON AUEN

monatlich DM 1,29

MÜNCHEN 3 • Postfach 52

Fortschrittliche und freiheitsbewußte Europäer lesen und verbreiten

DAS FREIE WORT

die beliebte deutsche Wochenzeitung mit dem dreisprachigen
„Europäischen Forum“, mit der „Sozialen Beilage“
und den Rubriken „Junge Welt — junges Europa“,
„Europa — unsere Heimat — schönes, weites Abendland“,
„Unsere Frauen — unser Leben“
und nicht zuletzt mit dem hochaktuellen politischen Teil, der an
keine Partei gebunden ist und

immer Neues, Besonderes und Interessantes

bietet. „Das freie Wort“ steht an der Spitze aller europäischen
Wochenzeitungen in seinem Eintreten

für Freiheit, Recht und Menschenwürde.

Monatlich durch die Post bezogen nur 1,22 DM. — Erfolgreiches Insertionsorgan.
Probenummern gratis durch den
Verlag „Das freie Wort“ in Düsseldorf, Kasernenstraße 51.

Drittes Heft · 10. Jahrgang 1954

Die führenden christlich-demokratischen Parteien in Europa: Geschichte, Organisation, Programm und Politik der Republikanischen Volksbewegung Frankreichs, der Christlich-Demokratischen Partei Italiens, der Christlich-Sozialen Partei Belgiens und der Österreichischen Volkspartei. Einführung von Jacques Spaey: Die Zukunft der christlichen Demokratie.

ZEITSCHRIFT IM DIENST ÜBERNATIONALER ZUSAMMENARBEIT

DOKUMENTE

ZWEIMONATLICH IM
DOKUMENTE-VERLAG OFFENBURG/BD.

Bisherige europäische Sonderreihen

Die Lage der Familie in Europa: Berichte aus 9 Ländern Europas — Bibliographie der internationalen Familienliteratur — Einführung von Jacques Leclercq: Krise und Erneuerung der Familie — Robert Boudet: Familienaktion u. Familienpolitik 100 S. 2.50 DM

Afrika und Europa: Aufsätze über die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Beziehungen zwischen Europa und dem schwarzen Erdteil — Afrika-Literatur aus Deutschland, England und Frankreich.

Einführung von Georges Le Brun Kéris: Illusion Eurafrika? Illustriert 90 S. 1.70 DM

Heft 3/54 2.— DM. Jahresabonnement (6 Hefte) 9.— DM, für Studenten 6.— DM, zuzüglich Porto. Verlangen Sie unverbindlich ein Probeheft

RUNDSCHAUREISEN

Touristik und Reisen ist zweierlei! Bei uns reisen Sie! Unsere bewährten Studienreisen sind auch für Sie der richtige Weg, ein fremdes Land mit all seiner Eigenart von Mensch und Landschaft kennen zu lernen. Erstklassige fachmännische Führung soll Ihnen Gewähr dafür bieten, daß jede unserer Reisen für Sie ein Gewinn ist!

Unsere nächsten Reisen:

1. **Modernes Bauen und Wohnen in der Schweiz** 12. 8.—19. 8. 54 DM 255,—
Stuttgart — Zürich — Bern — Fribourg — Genf — Basel — Stuttgart.
Leitung: Architekt Walter Rapold, Zürich.
2. **Große Rivierareise** 23. 8.— 3. 9. 54 DM 390,—
Schweiz — Lyon — Avignon — Marseille — Cannes — Nizza — Monaco — San Remo — Genua — Rapallo — Mailand — Comer See — Silvaplana — Zürich — Stuttgart.
3. **Südtirol—Venedig** 26. 8.— 4. 9. 54 DM 275,—
Stuttgart — Zürich — Klosters — Meran — Bozen — Riva — Sirmione — Vicenza — Venedig — Cortina — Falzarego Pass — Brixen — Jaufen Pass — Reschen — Imst — Stuttgart.
Leitung: Dr. R. R a u, Tübingen.
4. **Reise nach Venedig** 10. 9.—20. 9. 54 DM 285,—
Stuttgart — Reutte — Imst — Reschen — Meran — Bozen — Gardasee — Vicenza — Padua — Venedig — Dolomiten — Brenner — Innsbruck — Stuttgart.
5. **Spanien und Nordafrika** 20. 9.—12. 10. 54 DM 620,—
Schweiz — Südfrankreich — San Sebastian — Burgos — Madrid — Sevilla — Algeciras — Tetuan — Ceuta — Granada — Valencia — Barcelona — Südfrankreich — Schweiz.
Leitung: Dozent Dr. Scheja, Univers. Tübingen.
6. **Klassische Italienreise** 20. 9.— 7. 10. 54 DM 452,—
Stuttgart — Zürich — Silvaplana — Como — Mailand — Rapallo — Pisa — Florenz — Siena — Rom — Neapel — Pompeji — Amalfi — Paestum — Pescara — Ravenna — Padua — Venedig — Dolomiten — Brenner — Innsbruck — Stuttgart.
Leitung: Dr. Dr. E. A. Voretzsch, Kunsthistoriker, Tübingen.

Treffen Sie rechtzeitig Ihre Wahl! Schreiben Sie uns noch heute und verlangen Sie die für jede Reise vorliegenden ausführlichen Reiseprogramme. Schreiben Sie an das

BÜRO FÜR INTERNATIONALE FACH- UND STUDIENREISEN

BRUNO HOCHREITHER - TÜBINGEN

FRIEDRICHSTRASSE 15-17 — TELEFON: 38 63

HEINRICH EDUARD JACOB

Sechstausend Jahre Brot

*504 Seiten mit 155 Abbildungen im Text und auf Tafeln
Leinen DM 19,80*

„Jacob entwirft ein riesenhaftes Panorama der sechstausendjährigen Geschichte des Brotes — von den alten Ägyptern und dem Alten Testament bis in unsere Gegenwart. Der reich illustrierte und mit vielen Literatur-Proben belegte, fünfhundert Seiten starke Band ist eine Weltgeschichte im Kleinen, spannend und unterhaltsam konzentriert auf einen der treibenden Hauptpunkte allen Geschehens und aller Historie: Hunger und Brot.“ *Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg*

„Ein Buch ist zustande gekommen, das nicht aufhört zu erregen. Ein Schlüsselstoff des Menschlichen ist in so vielen farbigen Sphären berührt, daß sich das Abenteuer, das Menschengeschichtliche, das Tragische und Triumphierende geradezu in Überfülle anbietet.“ *Die Neue Zeitung, Berlin*

„Eine kühne Mischung aus profundem Quellenstudium und dichterischer Intuition — wie mußte dem Autor manchmal schwindlig werden vor den Lawinen des auf ihn herabstürzenden Materials. Und trotzdem: es ist ein so interessantes, spannendes, lesbares Buch, so voll Charakter und innerer Individualität, daß man nur staunen kann.“ *Willy Haas, Die Welt, Hamburg*

„In Jacobs Buch kann man lesen wie in einem Roman. Es reicht von sagenhaften Anfängen bis in die jüngste Zeit und erschließt ein Stück Kulturgeschichte, von dem es eine so leicht lesbare und auch umfassende Darstellung bisher nicht gegeben hat.“ *Mannheimer Morgen, Mannheim*

Ferner erschien vom gleichen Autor:

Sage und Siegeszug des Kaffees

*Die Biographie eines weltwirtschaftlichen Stoffes
368 Seiten mit 77 Abbildungen im Text und auf Tafeln · Leinen DM 19,80*

Zu beziehen nur durch Ihre Buchhandlung · Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

ROWOHLT VERLAG HAMBURG 13

Das Bertelsmann Lexikon

IN 4 BÄNDEN

Das Werk umfaßt 100000 Stichwörter auf rund 5000 Textspalten mit etwa 3500 Fotos, Zeichnungen und Kartenskizzen im Text; außerdem 256 Kunst- und Offsettafeln, davon 112 Tafeln in Mehrfarbendruck.

Jeder Band in Halbleder **39.— DM**

- 100000 Stichwörter, davon 60000 Artikelwörter
- Aktuelles Wissen, kein toter Ballast
- Reiche Bebilderung, zeitnahe und instruktiv
- Bearbeitet durch erstrangige Spezialisten
- Am 1. April 1955 schon komplett
- Presse und Publikum sind begeistert

Wir werden in dieser ganzen nun schon weit vorgeschrittenen Periode des deutschen Schrifttums mit Lexika außerordentlich verwöhnt, was beileibe keine Beanstandung, sondern ein Schnurren des Behagens sein soll. Das vierbändige Bertelsmann Lexikon hält, dem Umfang nach, zwischen den bekannten die Mitte. Nichts als Begeistertes und Rühmliches ist über den „Vierbändigen“ zu sagen. Er scheint uns das ideale Nachschlagewerk, dessen Definition von selber Grenzen der Ausführlichkeit gesetzt sind. Solche gibt es nämlich, wenn auch ungeschriebene; unser Sinn für plausible Proportionen statuiert sie unwillkürlich, von den Grenzen unserer Bildungsfähigkeit und unseres Wissensdranges, auch von denen unseres Bücherschranks unterstützt.

Martin Beheim-Schwarzbach
in „Die Welt“

Die beiden ersten Bände liegen vor,
Band III erscheint am 1. Oktober 1954, Band IV am 1. April 1955

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G